

## **Drei Sommer in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1871**

VI. Meran. 1844

---

**M e r a n.**

1844.

Meran ist eine kleine Stadt im Etschland, am Eingang des Pässeirthales, zwischen der wilden Paffer und dem weinreichen Kiechelberg gelegen. Ihre eigentliche Seele ist eine lange Gasse mit Bogengängen, die hier wie in Bozen Lauben genannt werden. Die Meraner Lauben sind heller und offener als jene in der Nachbarstadt und werden daher in den heißen Stunden des Tages wie bei nassem Wetter gern als Promenade benützt. Zur Zeit der Früchte sitzen hier die freundlichen Obsthändlerinnen, die den Pilger, der im Anfang der Saison vorübereschlendert, so freudenvoll begrüßen, wie Vater Noah seine Taube, als den ersten Vorboten der schönen Tage, die so viele Fremde bringen, welche einer schwachen Lunge sind und mit dem süßen Traubenfleisch Schlund und Brustkasten auskalfatern und die Lücken zupicken wollen, die der deutsche Winter hineingerissen hat.

Uebrigens erstreckt sich oben gegen das Pässeirerthor noch ein ganzer, etwas winkeliger Stadttheil, welcher Steinach heißt, und unten, wo die Lauben ausgehen, findet sich ferner eine Quergasse, der Kennweg, deßwegen

so genannt, weil hier ehemals die Turniere und Lanzenstechen gehalten wurden. An diesem Rennweg liegt das Meraner Gymnasium, welches von den Benedictinern aus dem Stift Marienberg geleitet wird, meist gelehrten Herren, deren viele unter den tirolischen Schriftstellern glänzen. Hier haben Beda Weber, Albert Jäger, Pius Zingerle gewirkt. Auch das Capucinerkloster steht am Rennweg.

Die hiesige Gegend, die man später das Burggrafentamt nannte, war ursprünglich das Stammgut der alten Grafen von Tirol und Meran ist lange Zeit dieser Herren Hauptstadt und im Ansehen die erste des Landes gewesen, bis Friedrich mit der leeren Tasche den Grafensitz in das junge Innsbruck verlegte. Diese mittelalterliche Blüthe ist indessen längst dahin. Als das Hoflager fortwanderte, zog viel reicher Adel aus der Gegend weg; die berühmten Jahrmärkte verwelkten an der wachsenden Bedeutung der Bozner Messen, und durch den neugeöffneten Kunterstweg am Eisack verlor der Paß über den Jaufen nach Sterzing seine meisten Kunden. Dazu kamen noch die häufigen Verheerungen der Passer, so daß oft für Menschenalter eine trübselige Verarmung herrschte in der ehemaligen Landeshauptstadt, welche gleichwohl noch in unsrer Zeit auf den Landtagen allen andern Tiroler Städten vorgeht. Auch steht heutzutage noch ein Haus in der Stadt, das jetzt dem Fürsten Taxis gehört, das Kelleramt, wo vor Zeiten die Grafen von Tirol ihren Hof gehalten, mit der Capelle, in welcher Margaretha Maultsch Ludwig dem Markgrafen zu Brandenburg und zu Lausitz, des heiligen römischen Reichs oberstem Kämmerer, angetraut wurde, nachdem sie Herzog Hanses von Luxemburg, dessen untüchtiger Liebe sie nicht froh werden konnte, dabon gejagt.

Die Stadt Meran hat kaum einen prächtignern Tag gesehen als den zehnten Hornung 1342, wo der Kaiser

und der Markgraf von Brandenburg, Herzog Ludwig der Römer und Stephan von Bayern, zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und Freising, zwei Grafen von Schwarzburg, darunter jener Günther, der später Gegenkönig wurde, die Grafen von Görz, Werdenberg, Kirchberg, Kagenellenbogen und viele andere Ritter aus Deutsch- und Wälschland, in ihrer Mitte die schöne Braut von Tirol durch die Laubengasse ritten, um sich nach der Trauung in feierlichem Zuge auf das Hauptschloß zu begeben, wo in dem grauen Thurme, der noch jetzt zu sehen, das fürstliche Beilager gehalten wurde. Jenes Kirchlein aber im Kelleramt und seine Sakristei schmücken wunderliche Fresken, die man einem Christoph von Meran zuschreibt, der zu Margarethens Zeit gelebt hat und als der erste namentlich bekannte Tiroler Maler gilt. „Hart daran stoßen ein paar Gemächer, ehrwürdig wie man sie selten findet, unentstellt erhalten in ihrer ältesten Art. Des braunen Getäfels Fügung und Ornament, die behaglichen Wandbänke, der sonnige Erker, wie der zierlich bemalte und gemodelte Ofen, vor allem vier Wappenbilder, meisterhaft geschnitzt, ober den Thüren deuten auf die Zeit ihrer Einrichtung, den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Bindenschild und die fünf Lerchen reden von einem österreichischen Herrn, der Tiroler-aar bezeichnet ihn als Landesfürsten, der braunschweigische Löwe gilt als Zeichen seiner Hausfrau. Die Schilde alle bezeichnen uns Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als den, der diese Stuben eingerichtet. Man weiß, daß er im Jahr 1414 im October zu Meran Papsst Johann XXII. empfing, der, seinem Geleite sich überlassend, gen Constanz zum Concilium fuhr. Damals mögen diese Gemächer den Kirchenfürsten und seinen Gonfalonier beherbergt haben.“

Die Meraner Pfarrkirche rühmt sich des höchsten Thurmes in Tirol, ist auch sonst sehr ansehnlich und an den Außenwänden gleichfalls noch mit alten Gemälden geziert. Sie wurde von Margarethens Vater, jenem Könige Heinrich von Böhmen erbaut, nicht ohne daß ihm eine reiche Bürgerin, Batlina Hemelin, mit ihren Mitteln dazu geholfen. Im Thurme hängen sieben Glocken, wohlgestimmt und klangreich, übrigens mit beschwerlichem Dienste belegt, denn die Meraner Küster gehören zu den fleißigsten dieser Welt. Auch hier werden jene seltsamen Glockenkünste bemerkt und erschallt an den Feiertagen jenes wunderbar wechselnde Geläute, welches wir schon früher beschrieben haben. Das Innere der Kirche zeigt nichts Alterthümliches, dagegen etliche Gemälde von Martin Knoller. Im Friedhof um die Pfarrkirche her liegen die seligen Meraner und mit ihnen auch schon mancher, der der Genesung wegen aus der Ferne hieher gekommen, zu spät hieher gekommen, wie die Eingebornen sagen, denn sie behaupten, wer zur rechten Zeit komme, der müsse genesen.

Ein anderes schönes Gotteshaus steht außerhalb der Brücke und ist die Kirche des Spitals. Sie wurde in ihrer jetzigen Gestalt von Erzherzog Sigmund erbaut. Das gothische Portal zeigt oben einen zierlichen Junker und eine fromme Frau, die auf beiden Seiten Gott Vaters knien, welcher den gekreuzigten Heiland in den Händen hält. Mit diesen Gestalten sollen Herzog Meinhard II. und seine Gemahlin Elisabeth gemeint sein, welche die ersten Gründer des Spitals waren. Im Innern ragen die Pfeiler leicht und von hellem Lichte durchwebt empor in der schmucken Weise unsers alten Styls. Die schönen Glasgemälde an den Fenstern sind nicht zu übersehen und auch auf den Thürflügeln der alten Orgel sind innerhalb noch gute alte Gemälde erhalten. Auf der rechten Seiten-

wand ist die traurige Chronik der Ueberschwemmungen aufgeschrieben, die aus dem Wildsee in Passaier über Meran zerstörend hereinbrachen. Es werden vom Jahre 1419 bis zum Jahre 1774 ihrer acht besonders schädliche hervor gehoben. Deshwegen konnte auch Lertha, der Dichter von Rains, mit Recht die Passaier sprechen lassen:

Maia, Meran! dir nahr' ich mit Holz die Flamme des Herdes;  
Doch als theures Entgelt nehm' ich die Mauern dir oft.

Am rechten Ufer der Passaier liegt die Wassermauer, ein steinerner Damm zur Abwehr der Wildfluthen, breit und räumlich angelegt, mit buschigen Pappeln und stillen Ruhebänken besetzt, ein angenehmer Spaziergang zumal des Abends, mit offener Aussicht auf die Kaiser Schlösser und den Freiberg, auf das Thal hinab gegen Bozen und auf die Gebirge jenseits der Etsch. Das schöne Volk von Meran kommt in gewöhnlichen Zeiten lustwandelnd nicht viel weiter, als auf diese Mauer. Die Leute in der Nachbarschaft wissen es auch sehr wohl, daß sie nicht zu fangen sind, die Städter, und geben sich keine nutzlose Mühe. Daher kommt es auch, daß man auf den ertzücenden Wanderungen in den Nebenhügeln herum kaum einen entsprechenden Ruhepunkt findet, was jetzt, da sich die spazierlustigen Kurgäste von Jahr zu Jahr mehren, allmählich ein empfindlicher Mangel wird. Es ist unseres Wissens in der ganzen Umgegend von Meran noch kein kluger Wirthskopf aufgestanden, der es versucht hätte, eine schöne Laube herzurichten, Tische, Stühle und Bänke hineinzusetzen und einen lieblichen Blumengarten davor zu pflanzen, etliche Kastanienbäume bequem zu stellen und das Wachsthum so aufzuräumen, daß die Aussicht offen würde. Jene heiteren Feiertagspartien, wie sie sonst in Süddeutschland üblich, wo das gesammte Hauswesen mit guten Freunden auf

reizende Lustplätze zieht, in der Nebenlaube oder unter den Linden den Abendimbiss einnimmt, nebenbei Regel schiebt und Lieder singt — diese Verzierungen des irdischen Lebens sind hier nahezu unbekannt. Die sonstigen Ergötzlichkeiten im Jahreslauf sind auch bald zusammengezählt. Die zwei Kaffeewirthe halten jährlich im Fasching zwei oder drei Bälle, die von Masken gerne besucht werden, wie denn überhaupt die alte deutsche Lust am Mummenschanze hier noch fröhlich grünt und auch die „mindern Leute“ sich das Vergnügen, einmal des Jahres in einer andern Jacke zu erscheinen, nicht gern versagen. Während dieser Zeit verschafft auch der lobenswerthe Musikverein etliche Unterhaltung. Darnach wird's wieder sehr ruhig. Abendgesellschaften kennt man nicht, wohl aber Einladungen zur Marende. Man ist hier gewöhnlich um elf Uhr zu Mittag und nimmt um drei Uhr ein Vesperbrod, welches man die Marende nennt. Dazu laden denn hin und wieder die Frauen ihre Freundinnen und allenfalls deren Ehemänner. Die Marende, wenn sie als gastlicher Imbiss auftritt, besteht aus Kaffee mit „halbgeschlegelter“ Butter, aus Wein und großen Trachten von kalten Speisen. Sonst ist die Besuchzeit der Sonntagmorgen, wo man sich nach der Messe in feiertäglichem Buße Aufwartung macht. Die Meraner Familien fühlen sich, so viel man hört, sehr behaglich in dieser stillen Art des Lebens, und es ist daher auch kaum räthlich ihnen mehr Vergnügen aufreden zu wollen. Doch ist es unter solchen Umständen fast wunderbar, wenn Vater Albertus, der Capuciner, in seinen Predigten immer wieder auf die sündlichen Weltfreuden und die unausgesetzten Lustbarkeiten der Meraner strafend zurückkommt und so viel Redens davon macht, daß in dieser Zeit einmal ein hypochondrischer Kurgast eigens zu ihm lief, bittend, er möchte ihm um Gotteswillen sagen, wo

diese Unterhaltungen vor sich gingen, indem er nahe daran sei vor Langweile zu versterben. Die jüngeren Herren von Meran treffen sich Nachmittags in Herrn Paris Kaffeehause, Abends da oder dort beim Weine. Wer sie kennen gelernt, wird finden, daß sie dem Fremden gerne an die Hand gehen und das Mögliche thun, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch Herr Bürgermeister Haller hat sich seit Jahren so sehr bemüht, den Gästen, welche in seinem Meran Zerstreung oder Genesung suchen, alle Freundschaftsdienste zu erweisen, daß es wohl erlaubt ist, ihn als liebevollen Patron der Pilgrime geziemend zu preisen.

Doch lassen wir jetzt die Stadt, um vor das Thor zu gehen. Vor dem Thore aber erfreut uns immer wieder die prächtige Zusammenstellung beschneiter Höhen, die von finstern Fichten starren und warmer Thalgründe, in denen Wein und Süßfrüchte wuchern, die rauhe Größe nordischer Gebirge und die milde Seligkeit hesperischer Landschaften. Lassen wir die Augen in die Runde gehen, so nehmen sie aus dem Reichthum wohl zuerst das Schloß Tirol, die alte römische Beste, dann das Landespaladium, das jeweils in der Hand des Herrn sein mußte, dem die Tiroler huldigen sollten. Das Hauptshloß, wie es die Bauern heißen, blickt von seinem lockern Sandberge noch ansehnlich in das Burggrafenamt herunter, einst von Brunenburg und Durnstein, zwei wehrhaften Burgen, behütet, deren eine ganz, die andere halb verfallen ist. Das winzige Kircklein von St. Peter steht neben ihm auf dem Nebenberge, nach der Sage zu einer Zeit erbaut, als nur erst sieben Christen in der Gegend lebten. Darunter liegt Algund, das schöne Dorf in seinem Obstbaumwald, darüber hinaus Partschins mit seinem Wasserfall, allbereits oben in dem kühlen Luftzug des Vinschgaues, der vom

Ortles herniederströmt. Von dieser Seite stüthet die Etsch herein, die da schäumend zu Thale fällt. Dann folgt der Marlinger Berg, oben mit weißen Höfen besät, von Kornfeldern glänzend, unten mit Weinlaub umgürtet; an seinem Fuße das schwarze Gemäuer der Burg zu Vorst, das mit Epheuranken schön verkleidet ist; weiter hin die graue Kirche von Marling und das mächtige Schloß von Lebenberg. Neben der Schlucht, die den Eingang ins Ultenthal anzeigt, erscheint Lana, das lange Dorf, mit seinem hohen Thurm an der gothischen Kirche, dann die Ruine von Brandis und endlich weit unten die herrliche Burg zu Eppan und die rothe Mendel, die ihre Nase stolz über Bozen aufzieht. Noch weiter draußen erheben sich die bleichen Bergfirten von Deutschenoven und Weissenstein.

Dicht ober der Stadt dagegen steht in Weinbergen ein alter Thurm des verschwundenen Schlosses Ortenstein und nicht weit davon auf hoher Klippe über der Passer die graue Beste Zenoburg mit der Aussicht in die heldenreiche Schlucht des Passeier. Der Beste gegenüber liegt Mais, das ehrwürdige Dorf, auf dem eingefallenen Schutt des Pfingerberges, uralten Namens als römische Pflanzstadt. Auf den Halden von Mais, zwischen Schlöffern, Willen und Bauernhäusern, zwischen Weingärten und Auen, unter alter Bäume Schatten, wo Bachesrauschen und Brunnenrieseln und Vogelgesang durch das Säuseln des Laubes tönen — dort sind die schönsten Gänge für den kühlen Abend, wenn die Sonne im Winschgau untergeht. Ueber dem ganzen Burggrafentamt liegt ein mittelalterlicher Duft — aber das Gedächtniß ritterlicher Herrlichkeit erwacht nirgends so lebendig, als auf den Halden von Obermais. Freilich eine elegische Betrachtung, diese verlassen Burgen in den Trümmern ihrer Pracht. Da finden sich marmorne Treppen, die zu morschen Thüren führen, welche niemand

mehr öffnet, byzantinische Säulengänge, wo kein Fußtritt mehr erschallt, Capellen, in denen keine Seele mehr betet, steinerne Ruhesitze unter Rußbäumen, wo kein Reisiger mehr rastet, und zackige Zinnen, über die kein Pfeil mehr fliegt. Cypressen ragen schweigend über die Mauern, auf den Thürmen knarren verrostete Wetterhähne in die Stille und die Abendsonne scheint vergoldend darein. Hier wären vortreffliche Dertlichkeiten um Rittergeschichten auszudenken — Rittergeschichten, die in denselben Sälen spielen müßten, in denselben Säulengängen und unter den nämlichen Rußbäumen und Weinlauben, die wir jetzt noch vor Augen haben. Aber auch hier hat leider noch niemand daran gedacht, die Herren und Frauen, Jungherren und Fräulein, die da ehemals den Traum des Lebens träumten, im wechselvollen Knäuel eines historischen Romans vorübergehen zu lassen. Doch möchte es nicht schaden, wenn die vergessenen Geschichten einmal wieder erzählt würden, denn hier ist bei Städter und Landmann sehr wenig Erinnerung geblieben an die Zeiten, die da einst unter Fehden und Landtagen, unter Waffenspiel und Minnegefang dahinrauschten. In diesen unsern Tagen sind ohnedem die meisten jener Schlösser in den Händen der Landleute, und der Bauer hält nicht viel auf Thürme und Warten, auf Bankettsäle, Waffenkammern und Frauengemächer. Er hat sich eine alte Gesindestube zur Wohnung ausgesucht und läßt das Uebrige der Zeit trohen so lange es vermag, oder wo in den letzten Jahrhunderten noch Herren auf den Gütern saßen, da geht er jetzt mit seinen Eisensohlen über den empfindlichen Parketboden und wärmt seine nackten Knie an den wälschen Kaminen und schneidet sich aus den hinterlassenen Ahnenbildern seinen Ofenschirm.

Dieß alles soll indessen nur eine flüchtige Ueberschau sein, und um die Gegend näher kennen zu lernen, müssen

wir nothwendig etliche Spaziergänge machen. Der erste Gang gilt aber dem Schlosse Tirol, denn dieß ist „der graue Pathe, der das Land nach sich genannt für ewige Zeiten.“ Wir gehen also durch das Pässeirerthor und steigen bis zur Höhe, wo die alte Zenoburg liegt, auf einem schwarzen Schrosen, welcher senkrecht aus dem tosenden Wildbach aufsteigt. Die Zenoburg ist auch verfallen, wie die meisten ihrer Schwestern. Braunes Mauerwerk mit dichten Epheutapeten schließt den Ring ab. Durch ein hölzernes Pfortchen tritt man ein. Innen ist ein leerer Burghof; alte Reste bezeichnen noch hie und da den ehemaligen Gang der Mauern. Links erhebt sich ein fester Thurm, in dem ein düsteres Baumannsstübchen. Nebenbei findet sich eine kleine Cisterne, um welche eine sinnige Hand etliche Trauertweiden gepflanzt; rechts, gerade über dem gähnenden Schlund der Pässeirer steht die alte Schloßcapelle, jetzt entweiht, aber noch immer viel besucht und beschaut sowohl wegen des Portals mit seinen gnostischen Ungethümen, die so schwer eine Erklärung zulassen, als wegen der Alterthümer, welche die jetzigen Besitzer der Burg, die edlen Herren von Braitenberg, da zusammengebracht. Man findet hier verschiedene merkwürdige Kunstgegenstände, altes Hausgeräthe, alte Waffen, auch eine Truhe voll mittelalterlicher Knochen, worunter vielleicht manche landesfürstliche Gebeine. In einer Schublade liegen alte Pergamente, zum Theil noch aus der Zeit des görzischen Meinhards; andere, die von König Heinrich auf dieser selben Zenoburg gefestet worden sind. Die Wand-schränke verbergen eine Sammlung von alten Handschriften, die auf die Landesgeschichte Bezug haben, und viele ältere Drucke, wie sie selten mehr in Privatbibliotheken gefunden werden. Nicht ohne Vergnügen wird man auch ein pergamentnes Stammbuch durchblättern, das sich Jakob Kolz

zu Freiegg, der Enneberger, ums Jahr 1590 angelegt. Dahinein haben Bekannte und Verwandte ihre Wappen zierlich malen lassen und einen Spruch dazu geschrieben, deutsch, lateinisch, französisch oder spanisch, woraus abzunehmen, daß zu jener Zeit der tirolische Adel sich fleißig mit fremden Sprachen beschäftigt habe. Unter den deutschen Devisen ist manche ansprechende, die man sich merken sollte, wie z. B. Gottes Will hat kein Warum: oder was Frau Maria Wendlin, geb. Gadolt, einschrieb:

Schweig, leid und lach:  
Gedult überwint alle Sach.

Der heilige Zeno war einst eine Zierde des bischöflichen Stuhles zu Verona und starb in dieser Stadt am 12. April 380. Ueber seinem Grabe wurde eine Kirche erbaut und in diese, die wahrscheinlich etwas hoch gelegen, rettete sich zwei Jahrhunderte später viel Volk von Verona, als die Etsch mit verheerender Ueberschwemmung in die Lombardei einbrach. Seitdem gilt St. Zeno als der Helfer in Wassersnoth und wurden ihm als solchem in den Alpen verschiedene Kirchen, wie z. B. Sanct Zeno bei Reichenhall geweiht. Auch hieher, in die Zenoburg, ist sein Name wohl deßhalb berufen worden, weil man ihn als Schützer gegen die Verheerungen der Passer und anderer Wildbäche in der Nähe zu haben wünschte.

Hier also in diesem Umfang, wo Capelle und Thurm, marmorne Pforten und zerbrochenes Gemäuer nur leise an die alte Herrlichkeit gemahnen, hier hat einst König Heinrich, der Kronansprecher von Böhmen, Hof gehalten, umringt von froher Ritterschaft, von adeligen Sängern, von blühenden Söhnen, die er außer der Ehe gewonnen, und von seinem legitimen Töchterlein Margarethe, die später den Beinamen Maultasch bekam. Dieses Mädchen,

das in der Geschichte von Tirol so bedeutsam wurde, hat sich auch im Volke ein dauerndes Andenken gestiftet. Von vielen Schlössern behaupten die anliegenden Bauern, sie seien Margarethens Sommeraufenthalt gewesen, und erzählen allerlei Geschichten von ihr. Der Leumund dieser Fürstin ist bekanntlich etwas getrübt und leider nicht allein in der Sage, sondern auch in der Geschichte. Die Tiroler Maler pflegten sie früher gern zu malen, immer ganz nackt, nur mit ihren goldenen Haaren bedeckt, und das Volk nannte jedes nackte Frauenbild, das keine Eva war, eine Maultasch. Schon Kaiser Max hat laut seines Tagebuchs ein solches „schandbares Gemälde“ am Wappenthurm zu Innsbruck übermalen lassen und ein anderes am goldenen Dachl wurde noch im vorigen Jahrhundert vertüncht, weil das Volk es gerne beschaute und über die „Herzogin von Meran“ unsaubere Reden führte. Der Ruf der Gräfin unterliegt indessen gegenwärtig einiger Meinigung. Hornmayer nennt zwar die schöne Fürstin noch in neuester Zeit ein verliebtes Ungethüm, aber unter den treuen Tirolern findet sich wieder mancher Kämpfe, der den Handschuh für sie aufnimmt und es kann leicht sein, daß wir am Ende um ein verkanntes Tugendmuster reicher werden.

Professor J. B. Zingerle hat die Sagen von Margaretha der Maultasch gesammelt und 1863 herausgegeben. Ihren Beinamen soll sie nach der Auslegung des Volkes von ihrem weiten unförmlichen Munde und ihren herabhängenden Kinnladen erhalten haben. Einige Autoren sprechen allerdings von Margarethens Schönheit, aber die Chronisten, welche Zingerle anführt, bezeichnen sie alle als sehr häßlich, mehrere überdies als unerfättlich in fleischlichen Lüften. Auch die Sage behauptet die Gräfin von Tirol habe die jungen Passauerer in eisernem Korbe auf ihre Burg gezogen und sie dann, sobald sie ihrer überdrüssig, in den Fallthurm werfen lassen, eine Mähr, die bekanntlich auch andern

Prinzessinnen jener Zeiten nachgesagt wird. Um ihren Leidenschaften zügelloser fröhnen zu können, soll sie erstlich ihren Gemahl, Ludwig den Brandenburger, und dann auch ihren Sohn Meinhard vergiftet haben. Selbst in Kärnten weiß man von ihr zu erzählen. Man behauptet dort, daß sie dieß Land einmal in einem blutigen und grausamen Kriege verheert habe. Aber alle diese und andere Sagen über die Maultasch haben keinen historischen Boden, sondern sind wahrscheinlich unter alten mythologischen Einflüssen entstanden.

Schloß Zenoburg wird allen denen, die diesen Herbst in Meran waren, in werther Erinnerung bleiben wegen des Winzerfestes, das die Bürger der Stadt dort ihren fremden Gästen bereiteten. Die Idee war aber zu Meran so neu, daß sie nothwendig Anstoß finden mußte. Ein fürsichtiges Wesen aus der guten alten Zeit — jeder Zoll ein Kopf — ein beurlaubter Gubernialrath meinte, obgleich er nichts darcin zu reden hatte, gleichwohl das Fest verbieten zu sollen. Derlei Beehrungen der „Ausländer“ seien in der tirolischen Landesgeschichte unerhört, und eine solche Neuerung nicht erträglich; den Fremden sei alles zuzutrauen; sie könnten am Ende die fünfunddreißig Bundesflaggen aufpflanzen, Was ist des Deutschen Vaterland singen, Oesterreich und dessen Zukunft leben lassen oder einen Toast auf die deutsche Einheit ausbringen, wie ihn Erzherzog Johann am Rheine ausgebracht. Das könnte Aufsehen machen, Aufsehen zu Innsbruck, Aufsehen zu Wien, Aufsehen überall. Die Meraner Bürger aber ließen sich von ihrem Vorsatze nicht abbringen. Ob Aufsehen oder nicht, sei ihnen gleichgültig; die tirolische Landesgeschichte könne diese und manche andere Neuerung ohne Schaden aufnehmen; das Fest sei den Gästen angesetzt und könne nicht unterbleiben, ohne sie zu beleidigen; sie hätten keine Gründe, sie zu verlegen, aber alle Ursache,

sie liebreich und ehrenvoll zu behandeln; sie würden sie höchstens bitten, die Bundesflaggen und die Toaste wegzulassen, um die Schwachen nicht zu erschrecken. Die Gemüther wurden schwierig und einzelne Würdenträger mitten in der Nacht aufgeschellt, um in den Rath zu kommen. Das Fest fand aber endlich statt.

„Die alten Mauern,“ sagt dessen damaliger Schilderer, „der trohige Thurm, von dem wieder einmal eine heitere Fahne flatterte, sie gedachten wohl ihrer jungen Jahre als statt des Eppichs goldene Gewebe sie deckten, und König Heinrich da seiner Tiroler Grafschaft Zinsen verschwelgte dem böhmischen Königstitel zu Ehren, und sein Töchterlein Margarethe zu der üppigen Rose erblühte, die Reiz und Dorn gleich gut zu gebrauchen verstand. Sie meinten wohl, als sie die langen gedeckten Tafeln sahen, die Laften lockender Tischlandsfrüchte und die vollen Becher, als die schönen gepuzten Frauen umherwandelten, die hellen Gesänge laut wurden und die Trompeten schmetterten, es seien die alten Tage rückgekehrt und der lustige Burgherr sei eingezogen mit seinem Hofhalte zum Bankett und Herr Rüdiger von Rubein oder der von Sonnenburg sänge maifrische Minnelieder. Wenn man in dem bunten Gewühl alle Abarten deutscher Zunge vernahm, wenn man in allen diesen Mundarten dasselbe fröhliche Thema verstand, daß es nicht leicht auf deutschem Boden eine Stelle gebe, wo solche Stunden sich herrlicher genießen ließen, da mochte man gern denken: hierher flüchtete sich die Lebensfreudigkeit des deutschen Volkes, hier hält sie ihre Traubenlese und jubelt fed hinein in die nahen wälschen Marken: „Wie fein ist's hier auf meinen letzten Hüfen und bei meinen letzten Söhnen!“

Von Zenoburg trachten wir nun weiter nach dem Schloß Tirol. Rechts hinein öffnet sich das Wassererthal, dessen

Eingang zur einen Seite vom Schlosse Schenna, zur andern von den Dörfern Rains und Niffian geziert wird. Das Kirchlein zu Rains mit seinem Sattelthurm sieht wie neugierig aus den Weinbergen und genießt einer herrlichen Aussicht. Es wurde ursprünglich im achten Jahrhundert, zur Zeit als noch die bayerischen Agilolfinger bis ins Etschland herein geboten, von dem heiligen Corbinian erbaut. Damals war diese Gegend unter den Durchzügen der deutschen Völker wieder wüste geworden und nach Aussage eines Zeitgenossen ein heimlicher Ort ohne Fußtritt eines Bewohners. Corbinian hatte die Gegend auf einer Romfahrt gesehen und fühlte seitdem einen innern Zug nach der elegischen Landschaft um das alte Castrum von Terioli, und nach dem grünen Thale bei Mais, wo St. Valentin, der Apostel der Mhätier, begraben lag. Später als man ihm zu Freising an des Herzogs Hofe nach dem Leben strebte, ging er gerne wieder in die Einsamkeit von Cainina zurück und als er gestorben, wurde seine Leiche in der Kirche St. Valentins beigesetzt. Sie ruhte aber dort nicht lange, denn die Bajuvaren konnten ihrer nicht entrathen und führten sie 770 wieder nach Freising. Die Pfarre Rains ist bis auf unser Jahrhundert beim Hochstift Freising geblieben, dem sie schon Herzog Grimwald geschenkt hat. Zur Zeit lebt an der kleinen Kirche der Herr Pfarrer Thaler, ein freundlicher Mann, in der tirolischen Sängervelt unter dem Namen Lertha bekannt. Er hat vor wenigen Jahren seine Gedichte herausgegeben und ist gegenwärtig mit der Untersuchung der heimischen Dialekte und mit historischen Studien beschäftigt.

Der Kieselberg, über den wir gehen, ist an seinen Abhängen reich mit Weingärten besetzt, deren rothes Gewächse einen guten Namen hat. Seine Lage ist allerdings die wärmste in der Gegend, so daß in den Felsenritzen

fogar der Cactus sich aufthut, wie zu Bozen auf dem heißen Porphyr. Oben sind fette, von mächtigen Obstbäumen beschattete Wiesen in wechselnder Fläche hingebreitet bis zum Dorf Tirol. Wenn der Kiechelberg einst ganz mit Nebel übersponnen ist, sagt das Volk, dann kommt der Antichrist und der Welt Ende ist nahe.

Das Dorf Tirol selbst ist nicht bedeutend, aber auf der offenen Höhe schön gelegen. Auf der Altane des Wirthshauses eröffnet sich eine stattliche Aussicht über das Etschthal, ungefähr desselben Inhalts, wie jene auf dem Schlosse Tirol. Zu diesem führt der Weg durch das Knappenloch, einen Tunnel, der unter Kaiser Leopold I. hergestellt worden ist. Wenn man aus dem unterirdischen Gang herauskömmt, so zeigt sich zur rechten Seite der Kunst eines Wildbaches, in welchem eine Reihe von Erddpyramiden stehen. Es sind dieß dünne Sandpfeiler, die an einer brüchigen Halde über einander emporsteigen. Oben darauf liegt je ein Felsblock, der als Beschwerstein die Unterlage fester zusammenhält und ihr einen Schirm gegen das oberflächliche Regenwasser verschafft, so daß diese Nadeln trugig stehen bleiben, während der obdachlose Haldensand von den Wettergüssen weggespült wird. Eine größere Sammlung solcher Erddpyramiden findet sich auf dem Kitten ober Bozen und einzeln kommt die Erscheinung im ganzen Etschlande vor.

Zur Linken über der Schlucht, aus deren Tiefe die schwarzen Trümmer von Brunenburg melancholisch heraufschauen, zur Linken zeigt sich das Hauptschloß, fast auch nur anzusehen wie ein ausgezackter Beschwerstein auf einer riesenhaften Erddpyramide. In der That steht der hintere Theil der Burg dicht über einer senkrecht abgerissenen Sandwand, die aus dem Bette des Gießbachs aufragt. Sie droht Jahr aus Jahr ein den Einsturz, hat sich aber

gleichwohl seit Menschengedenken nicht sichtlich verändert. Doch kann einst ein Tag kommen, wo der Sandberg einbrechen und das Hauptschloß von Tirol nachstürzen und zertrümmert im Kästenbach liegen wird. Ein Flügel der Burg ist schon vorausgegangen — man weiß, daß vor Jahrhunderten ein Theil der Beste weggespült worden.

Das alte Terioli ist eine römische Beste, unter Kaiser Theodosius ums Jahr 379 der Wohnsitz des Statthalters beider Rhätien und des Obersten der dritten Legion gewesen. Daß es lange nach den Zeiten der Römer der Sitz eigener Grafen geworden und daß auf die alten Herren von Tirol die Görzer gefolgt und ebenda gewohnt haben, ist männiglich bekannt. Im Volke lebt aber noch das Gedächtniß einer andern Dynastie, die freilich schon längst ausgestorben ist, ohne daß die Geschichtsforscher davon Notiz genommen. Die Nachbarn behaupten nämlich, es hätten in dem alten Schlosse vor Zeiten die Riesen gewohnt und ehemals hat man auch wirklich lederneß Rüstzeug eines ungewöhnlich großen und starken Mannes, vorzüglich des mythischen Hagene, da gezeigt. Jene Riesen, welche Heiden waren, lebten in stetem Hader mit den Zwergen, die bei St. Peter wohnten und sich zum Christenthume bekannten, und so oft diese mit dem oft versuchten Kirchenbau zum Dachstuhl gekommen waren, langten die Riesen vom Schlosse herüber und schnellten das Gotteshäuschen mit dem Finger in das Thal hinauf. Einmal aber gelang es den Zwergen in einer Nacht den Bau zu vollenden, ehe die Riesen erwachten, und da hatten diese keine Gewalt mehr darüber. Deßwegen ist auch die Kirche so klein geworden.

Als Margaretha, die Maultasche, das Land Tirol den Herzogen von Oesterreich übergeben und das Hauptschloß aufgehört hatte, der Sitz der Landesfürsten zu seyn, wohnten

noch etliche Zeit lang die Landeshauptleute in der Burg, bis auch diese nach Bozen zogen. Darnach stand sie leer, wurde aber immer treulich erhalten. Auch blieb wenigstens der guten Stadt Meran die Auszeichnung, daß die Landeshauptleute mit großen Festlichkeiten und unter zahlreichem Zutritt des umwohnenden Adels dortselbst installiert wurden. Im Jahre 1808 hatten sie zu München den haarsträubenden Einfall, die Burg mit dem anderthalbtausendjährigen Namen an den Meistbietenden zu verkaufen. Der erste Käufer hatte sie zum Abbruch bestimmt und schon Hand angelegt. Um nicht von den Steinen erschlagen zu werden und Sand und Staub von seinen Weinbergen abzuhalten, nahm sie der darunter wohnende Bauer jenem ab und entriß sie der Zerstörung. Nachdem Tirol wieder an Oesterreich gefallen, brachte die Stadt Meran das alte Palladium an sich und verehrte es dem Kaiser Franz, als er 1816 zur Einnahme der Huldigung ins Land gekommen war.

In den Burghof tretend erhalten wir den Gruß des Pförtners, des alten Blasius Trogmann, welcher der Fink genannt wird. Er saß früher auf einem Bauernhose zu Mais, stand aber nebenbei schon 1797 in Gefechten und im Jahre Neun war er der Hauptmann der ersten Schützencompagnie seines Dorfes. Er hat den Sandwirth gut gekannt und weiß manches von ihm zu erzählen. In den Geschichten jener Zeit wird er als brav und tüchtig oft genannt. Der alte Held mit dem freundlichen Gesicht, den blauen Augen, weißen Löckchen und den sanften ruhigen Manieren trägt noch die braune Bauernjacke und den großen runden Hut, welche er nur bei besondern Gelegenheiten mit einer Uniform vertauscht, in welcher der treue Kämpfe gewiß recht kümmerlich aussieht. Auch der gegenwärtige Schloßhauptmann, der bescheidene Herr Ulmer,

hat im Jahre Neun befehligt. Die Pförtnerstelle, die jetzt der alte Fink versieht, verwaltete von 1828 an Josef Hell, ein Bauernsohn von Bomp bei Schwaz, derselbe, der die schönen Holzschnitzereien gearbeitet hat, welche im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Er starb in großem Unglück auf Schloß Tirol im Jahre 1832.

Dieses Schloß besteht aber aus zwei Theilen, deren einer verfallen, der andere noch erhalten ist und ritterlich auf der Nebenhöhe prangt. In jenen verlegt die Sage das Gemach, wo Ludwigs und Margarethens Beilager gehalten wurde; in diesem ist, jetzt tapeziert und mit den Bildnissen der letzten Landesherren geschmückt, die Stube, wo Kaiser Ferdinand 1838 den Andreas Erb, den Schwiegersohn des seligen Andreas Hofer, als Stellvertreter seines Veters, des jungen Andreas von Hofer, mit dem Sandwirthshause in Passeier belehnte.

Unten findet sich eine große schmucklose Halle und eine Capelle daran. In dieser hängt ein uraltes hölzernes Crucifix, welches sich früher in innigem Zusammenhang mit der Landesgeschichte hielt. So oft nämlich ein regierender Graf von Tirol gestorben, fiel ein Stück von dem Bilde herunter, das größte bei dem Tode Meinhard's III., des Sohnes der Margaretha Maultasch, mit welchem der alte Stamm (1363) erlosch. (Wie dieß möglich, wenn das Crucifix, wie Zinkhauser behauptet, erst im fünfzehnten Jahrhundert gezimmert worden, ist allerdings schwer einzusehen.) Damals floß auch aus der Seite das Blut so lange, bis der todte Fürst begraben war. (In letzter Zeit ist der alte Christus ganz neu angestrichen und ihm ein flittergoldnes Röcklein umgehängt worden.) Die Pforte der Capelle ist mit einer steinernen Einfassung bekleidet, auf welcher ein Künstler der Vorzeit, etwa einer aus dem elften Jahrhundert, höchst ungeschlachte und wunderliche

Basreliefs eingehauen, deren Deutung bisher von den scharffinnigsten Köpfen verschiedentlich versucht worden. Der blöde Laie erkennt weiter nichts als oben im Halbrund der Thüre einen Christus am Kreuze und an deren Seite eine Darstellung unsrer Voreltern im Paradiese, welche hier sehr affenähnlich aussehen. Auch ein Centaure unter dieser Scene scheint außer Zweifel. Diese Figuren gleichen den Bildwerken an der Capelle auf der Zenoburg, sind aber älter als sie. Mitten in der hölzernen Thüre ist ein Hufeisen aufgenagelt; es soll einst einem Schimmel der Margaretha Maultasch gehört haben.

Die Aussicht aus den Fenstern der Burg ist bezaubernd. Besonders schön gestaltet sich die perspektivische Verjüngung des Eislandes gegen Bozen hin. Der Strom zieht in breiten Windungen durch das grüne burgenvolle Thal. Gegen Westen glänzt der Laaser Ferner.

Auf der Höhe von St. Peter sieht man tief unten die Weingärten des Thales liegen, auch viele zerstreute Häuser und zwei Kirchen, welche den Dörfern Gratsch und Algund gehören. Die Algunder sind wohlhabend und zeichnen sich, wie behauptet wird, vor allen übrigen Bauersleuten der Gegend durch stolzes, selbstbewußtes Benehmen aus. Man rühmt ihnen nach, daß sie in Kriegszeiten bereitwillig zum Auszug und muthig im Gefechte seien. Was sie in den ewigen Fehden des Mittelalters für ihre Herren gethan, ist zwar nicht besonders aufgezeichnet worden, aber in neuerer Zeit werden sie öfter genannt. Im Jahre 1703 standen sie schnell zur Landwehr auf, waren jedoch stark betheiligte an der Meuterei, die zu Meran unter dem zugfertigen Aufgebot entstand. Sie wollten vor allem wissen, wer während des Auszugs ihre Weiber und Kinder verpflegen würde. Sobald sie aber einmal dem Feinde gegenüber standen, thaten sie sich

durch Tapferkeit hervor. Weniger Bedenklichkeiten wegen ihrer Weiber und Kinder zeigten sie Anno Neune, wo sie nach jetzigem Ausdrucke zu den eifrigsten „Rebellern“ zählten.

Am Fuße des Schloßberges, fast vergraben unter Rußbäumen und Weinguirlanden liegt also die kleine Kirche von Gratsch und daneben ein unscheinbares Bauernhaus, das wir in Vorbeigehen betreten wollen.

In der getäfelten Wohnstube steht der große Tisch für die Mahlzeiten und zum Fenster schaut ein Feigenbaum herein. Der bäuerliche Hausherr gilt als einer von den Schlaun, deren es in Tirol noch mehrere geben soll, als einer von den Piffigen, die sich in der Welt wohl auskennen und mit den Menschen umzugehen wissen. Er war schon Anno Neun dabei und hat zum Waffenhandwerk von jeher große Zuneigung gezeigt, so daß er zu seiner Zeit als der beste Schütze weit und breit in hohem Ruhm stand. Er weiß in der rechten Laune viel zu erzählen und gibt gern ein Witzchen zum Besten. Vom Rosengarten, der in hiesiger Gegend liegt, weiß er wohl zu sagen, aber den König Laurin, der darin hausen soll, kennt er nicht. Ersterer ist ein Nebengefilde in anmuthiger Lage; das Gewächs soll indeß nicht das beste sein. Auch einige Beiträge zur Urgeschichte seiner lieben Pfarre zu St. Peter stellt er mit Vergnügen zu Diensten, nämlich daß einmal zur Zeit einer Christenverfolgung die Gläubigen des Sprengels über die unwegjamen Föcher in das Hochthal von Pfelders sich geflüchtet, so daß dadurch dieses seine Bevölkerung erhalten und nachmals pfärrig zu St. Peter geblieben sei, wie das auch die Geschichte anerkennt, berichtend, daß jene abgelegenen, zwischen Fennern eingeklemmten Wiesengründe erst im vorigen Jahrhundert einen eigenen Seelsorger erhielten, bis dahin aber die Hirten zu Gottesdienst und zur ewigen Ruhe ins Etischland kommen mußten.

Unterdessen vereinigt sich das gesammte Hausweien zum Abendessen. Der Bauer hat in seinem Erdentwallen sechzehn Kinder erzeugt und davon sind ihm dreizehn am Leben geblieben. Diese dreizehn also kommen allmählich hereingewandelt und mit ihnen auch die Mutter. Die Kleinen verlaufen sich schüchtern in einen Winkel und fangen an zu fichern, was der Fremde, dem es gilt, nicht übel nehmen darf, da es sehr gut gemeint ist. Sofort erscheinen die Mädchen und grüßen mit Freundlichkeit, setzen sich zusammen und lachen auch, jedoch mit einigem Rückhalt. Endlich sind die Buben da, welche einen ernstern Willkommen sprechen und sich ebenfalls zusammen setzen, aber keine Miene verziehen. Alle zusammen bilden eine der wohlgeschlachtetsten Familien, die in der Gegend zu finden ist; die Buben groß und stark, mit tüchtigen Gesichtern, die Mädchen hochgewachsen, schlank, voll natürlichen Anstandes und mit feinen bedeut samen Zügen.

Wenn es nun Zeit zum Abendessen ist, so stellt eine Tochter das Mahl auf und dann fangen alle laut zu beten an. Während nachher die Plente, die Polenta von türkisch Korn, aus der großen Schüssel zum Munde geführt und mit rothem Wein hinabgeleitet wird, sitzen wir am Fenster und freuen uns zum hundertstenmale der reichen Landschaft, die jetzt, nachdem die Sonne hinter dem Tschegat hinabgesunken, mehr und mehr in Dämmerung verfällt. Wenn die Bauersleute zu Nacht gegessen, ist es ungefähr Zeit nach Hause zu gehen, und während die ganze Kinderschaft sich in die Kirche begibt, um dort den abendlichen Rosenkranz zu beten, beurlauben wir uns von dem Hausherrn und ziehen, freundlich eingeladen zur baldigen Wiederkehr, unsern stillen Weg in die Stadt. Sie und da begegnen uns heimkehrende Landleute, mitunter Mädchen, die in großen Körben auf dem Rücken

Heu nach Hause tragen, oder auch ländliche Wagen, von großen weißen Rindern gezogen und von schmucken Jungen geleitet.

Da wir eben aus dem Bauernhause kommen, so wollen wir noch einige Betrachtungen über das Landvolk im Burggrafenamte anstellen. Vor allem bemerken wir, daß es ein überaus schöner Schlag von Leuten ist. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der altgermanischen corpora immania, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Lodenjacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite, grüne Hosenträger liegt. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Weibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Sonntage nach dem Amte zu Meran vor der Kirche stehen zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen in die Hand nehmen, um schnurstracks als schön geschmückter Schlachthaufen ins Feld ziehen zu können. Wenn die jungen Männer an feierlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen Hüten, dem festlichen Abzeichen der Junggesellschaft, welche dann auf einer Seite, um das Tragen des Stuzens nicht zu hindern, hoch aufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem buntfarbigen Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz dahermarschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den alten Schützenmarsch blasen, ist eine sehr schöne Erscheinung und weckt Erinnerung an kriegerische Zeiten, denn so sind einst die Wehrmänner an den Berg Isel und aufs Sterzinger Moos gezogen. Es ist ein anmuthiger

Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz genau gekleidet, wie die großen Burschen, mit ebendenselben Jacken und grünen Hüten, und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als lebendes Zeichen, daß auch der Knabe schon berufen sei, ein Landesvertheidiger zu werden, oder daß Vertrautheit mit den Waffen schon von Kindesbeinen an gepflogen werden soll. Die kleinen Schützen geberden sich sehr ernsthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuschauern viel neugieriger betrachtet und sind stets die niedrigsten Kerlchen der Pfarrei, die mit ihren blauen Augen ganz kriegslustig aus den blonden Locken herauschauen. In vollem Feierstaat treten die Schützencompagnien am Frohnleichnamstage auf. Ich erinnere mich gerne an den vorjährigen zu Mais, wo die schönste Sonne schien und die Böller so sabbathmäßig knallten, während das hochwürdige Gut mit den betenden Priestern und den wehenden Fahnen und unzähligem Volke durch die Weingärten dahierzog. Da wehte ein kühler Morgenwind aus Passaier heraus und spielte mit den Fahnen und mit den Bändern der grünen Schützenhüte, und die prunkende Mannschaft bildete das Spalier und der ehrenfeste Priamibauer, der erprobte Kriegsmann, stand mit blankem Säbel als Hauptmann vor der Fronte und kommandirte mit schallendem Rufe: Präsentirt's Gewehr!

Von den Kriegern gehen wir nun zu den Schönen über und behaupten mit Vergnügen, daß die Landmädchen um Meran dem wohlgeschlachteten Männervolke vollkommen ebenbürtig seien. Ihre Gestalt ist schlank und hoch, aber außerdem treten sie auch durch den feinen Gesichtsschnitt angenehm ins Auge. Während im untern Innthal, das bekanntlich an schönen Mädchen keinen Mangel hat, die runden Formen vorherrschen, ist hier das Antlitz länglich

und schmal, dabei eines milden Ernstes und doch der freundlichen Augen wegen nicht ohne liebliche Gutmüthigkeit. Zartgefärbte rothwangige nordische Gesichter wechseln mit bleichen südlichen ab und wie sich in diesen vielleicht ein Nachwirken alten romanischen Blutes zeigt, so wohl auch in den rabenschwarzen Haaren, die freilich minderzählig neben den hellblonden zu gewahren sind. Die Haare, blond oder schwarz, werden aber aus der Stirne rückwärts gestrichen und nach dem Nacken hin durch eine breite Nadel festgehalten, worin nach Albert Schott ein Kennzeichen alemannischer Abkunft läge. Sonst wollen Sachverständige die Tracht nicht vortheilhaft nennen, behauptend, die schweren violbraunen Röcke ließen den schönen Wuchs nicht deutlich genug heraustreten und verliehen der Gestalt eine unbehülliche Hülle. Auerkannt dagegen ist die kleidsame Pracht der brennrothen Strümpfe, und die Umschlingung des seidenen Halstuches, das sich rückwärts, den vollen Nacken halb enthüllend, herzförmig einsenkt, ist besonders reizend ausgedacht.

So ist es uns denn eine liebe Betrachtung, das treffliche Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es umgeben von einem Kranze kalten Hochgebirgs in der warmen Tiefe lebt, unter dem heißen italienischen Himmel, — jetzt nachdem die Westgothen vorlängst spanisch, die Burgunder französisch, die Longobarden italienisch geworden sind, der letzte Rest germanischer Zunge, der unter Feigen- und Mandelbäumen wohnt. Ja, von allen andern deutschen Stämmen, die einst mit gezücktem Schwerte über die Alpen und die Pyrenäen nach den europäischen Südländern stiegen, von allen, die dort zu Ehren, Macht und Ansehen gekommen, ist keiner bei seiner Sprache und seinen Sitten geblieben, aber hier im oberitalischen Paradiese an der Etzsch sitzt noch die ganze Gefolgschaft hochstämmiger Ricken

in urkräftiger Deutschesheit beisammen, immer noch scharf geschieden von dem wälschen Nachbar, wie vor anderthalbtausend Jahren. Dieses Häuslein war so klug, nachdem die Mauer übersprungen, im ersten Vorhofe stehen zu bleiben. Hätte es sich weiter hineingewagt in den lockenden Feengarten, so wäre es wohl auch verzaubert worden und verschollen für die Heimath. So aber ist trotz Feigen- und Mandelbäumen der deutsche Bauer hier der nämliche mannhafte Kerl, wie im kühlen Norden, ehrlich, fest und tapfer, still und ruhig, dabei auch sehr fromm und beklustig und ein großer Liebhaber von Feiertagen, deren es so viele gibt, daß sie in vier Jahren ein volles Jahr für sich ausmachen.

Ein wirklich auszeichnender Zug dieser Landleute ist ihre feierliche Ruhe, die man mit anderm Worte wohl auch Pölegma nennen könnte. Der stillen Gelassenheit in Gang und Schritt entspricht die Sparsamkeit in der Rede. Was sie aber sprechen, das klingt deutlich und wird mit singender Schwingung vorgetragen. Insbesondere haben die Mädchen eine hohe Stimmlage und überlassen sich gerne dem weichen Wiegen und Trillern des Tons. Die Sprache scheint unter den tirolischen Mundarten die zarteste und lieblichste, und wenn wir hie und da ein anmuthiges Mädchen hören, wie es seine Reden halb singend herunter flötet, so kommt es uns vor, als wäre der Meraner Dialekt überhaupt unter den deutschen einer der angenehmsten und wohlklingendsten. Die angeregte Schweigsamkeit zu erproben, laden wir aber den Leser insbesondere ein, sich eines Sonntags nach dem Gottesdienst auf den Hauptplatz zu Meran zu verfügen. Dort wird er bemerken, daß alle die hundert Bauern, welche sich da scheinbar plaudernd zusammenstellen, kaum hinreichen, um ein halblautes Summen zu Stande zu bringen, und wenn der Leser eben aus Italien kommt, mit Ohren, die noch von dem Lärm eines italienischen

Marktes gellen, so wird's ihm desto mehr auffallen hier unter den Lauben, die so voll sind von Aprikosen, Pfirsichen, Trauben und Feigen, nur hie und da ein leise geflüstertes: *Rafen S' ein!* zu vernehmen. An Sonn- und Feiertagen werden wir auch, an den Buschenhäusern vorüberstreifend, zwar die Bänke voll Trinker gewahren, aber durch die offenen Fenster selten ein vernehmbares Wort erfassen, so leisen Tones halten jene ihre Gespräche ab. Unser Ja und Nein, ohne welche wir andern kaum fortkämen, sind ihnen ganz entbehrlich. Ersteres bezeichnen sie, indem sie leise einwärts pfeifen, letzteres aber mit einem hellen Schnalzen der Zunge. Sind das die Ueberreste einer uralten Zeichensprache oder die Anfangsgründe einer neuen?

Gesang und Lieder sind unter diesem Volke wenig zu vernehmen, doch hört man hin und wieder eine Zither aus den Fensterchen klingen, die das Nebenlaub vergittert. Auch sagenreich ist die Gegend nicht, obgleich alte Schlösser sonst ein guter Hort volksthümlicher Ueberlieferungen sind. Von den Bergmännlein haben sich noch einige Erzählungen erhalten, doch lassen sie sich, wie die Wirthin von Algund behauptet, nimmer sehen, seitdem man nicht mehr an sie glaubt. Sie heißen *Norken*, *Nörkelen*, im benachbarten *Ultenthale Dorken* — ein Name, der eine romanische Erbschaft und von *un orco*, *l'oreo*, dem alten *Orcus* abzuleiten ist, der bei den Italienern in einen Haus-, Wald- und Berggeist übergegangen. Von diesen wälschbenannten Männchen erzählt man dieselben Geschichten, wie von ihren deutschen Vettern und sie sind auch ganz sicher aus der deutschen Mythologie herausgewachsen. So ist z. B. bei *Bernuer* ober *Riffian* eine *Norkenhöhle* und einer ihrer Bewohner kam einst täglich zu dem nächsten Bauern, um Korn mahlen zu helfen, verschwand aber, als man ihm

zur Belohnung ein neues Hockchen hinlegte. Ebenso verschwand in einem Hause bei Ugund ein Nork, der als Knecht gedient hatte, als man an seine Peitsche, die er in den Stall zu hängen pflegte, einen silbernen Thaler gebunden. Auf der Muttspitze oben haust ein alter Nork, den ein Hirte einmal seufzen hörte: Wie bin ich so grau, wie bin ich so alt — denk den Muttkopf dreimal Wiese und dreimal Wald — eine Elegie, deren Seitenstück wir schon bei Münster im Unterinntale vernommen haben. Auch salige Fräulein ließen sich früher sehen, ja eines, und zwar ein recht schönes und freundliches, trafen die Schulkinder noch vor wenigen Jahren in den Weingärten unterhalb der Burg Rubein. In Ulten hatte ein solches einen Bauern geheirathet und ihm dreizehn Kinder geboren, verschwand aber mit diesen, als ihr Chewirth das Geheimniß einem Nachbarn anvertraut. In den Bergforsten gibt es übrigens wilde Männer, die den saligen Fräulein nachstellen. Diesen zu gefallen, hauen die Holzarbeiter in jeden Baumstamm, der beim Fällen stehen bleibt, drei Kreuze; denn wenn die verfolgten Fräulein auf einen solchen Stock springen, so können ihnen die wilden Männer nichts mehr anhaben.

Weniger zu rühmen als Gestalt, Kleidung, Art und Wesen der Meraner Landleute sind ihre Wohnungen, welche zumeist von außen ein verfallenes, von innen ein schlecht gefäubertes schmutziges Ansehen haben. Die vorarlbergischen Bauernhäuser, die hölzernen Villen im Bregenzerwald, die sich mit ihren hellen Fenstern, den schöngebohnten Wänden und den reinlichen Böden so angenehm darstellen, sie sind hier nicht zu finden, dagegen zerbrochene Scheiben, zerbröckelnde Mauern, zerrissenes Holzwerk an allen Enden und Orten. In der Sorge für häuslichen Comfort steht der Bajubare überhaupt hinter dem Alemannen zurück; dazu

mag im Etschlande noch die Milde des Klima's, das Beispiel der wälſchen Nachbarn und hauptsächlich ein dritter Umſtand nachtheilig einwirken. Wir haben nämlich ſchon früher bemerkt, daß der Bauer hier zu Lande, ſei es als Baumann, Pächter oder Eigenthümer, zum guten Theile in alten Schlöſſern und Anſitzen wohne, deren Räumlichkeit weit über ſein Bedürfniß geht, und die alſo auch, wenn ſie in gutem Stande bewahrt werden ſollten, viel mehr Erhaltungskosten erfordern würden, als er aufzuwenden vermag. (Namentlich ſind im Etschlande auch die Kloſterhöfe zahlreich, ſtattliche Weingüter, zumeiſt bayriſcher Eiſter, deren Otto, der Biſchof von Freifingen, bereits im zwölften Jahrhundert gedenkt.) Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mehrzahl dieſer Gebäude ſchon nicht mehr gut gehalten war, als der Bauer in ſie einzog, und ganz deutlich, daß er ſeitdem nichts mehr hinein verwendet hat. Jetzt darf man ohne Uebertreibung behaupten, die Hälfte der hieſigen Landleute wohne in Ruinen, und wenn auch die übrigen, die es beſſer haben könnten, an Schmutz und Gerümpel keinen Anstoß nehmen, ſo mag es daher kommen, daß ſie am Beiſpiel der andern erkennen, wie wenig Reinlichkeit zu einem gemüthlichen Leben nothwendig.

Mühe und Arbeit des Meraner Landmanns iſt neben der Viehzucht zumeiſt auf den Weinbau gerichtet. Die Art der Cultur iſt aber von der ſonſt in Deutschland üblichen ſehr verſchieden. Die Rebe wird nämlich nicht an einzelnen Stöcken, ſondern über ein hölzernes Laubengerüſt gezogen, unter deſſen Bogen ein Mann faſt aufrecht durchgehen mag. Dieß bildet eine ſehr maleriſche Zuthat zu den Reizen des Etschlandes. Es iſt wirklich herzerfreuend, in der Herbſtzeit durch dieſe Weingüter zu wandeln und ins grüne Halbdunkel der perſpectiviſchen Nebengänge zu ſchauen, wo vom laubgewirkten Baldachin die blauen Trauben groß

und stolzend niederhängen. Unten im Bodenraume werden andere Früchte, Mais, Kürbisse und dergleichen gebaut. Sehr gut nimmt sich's aus, wenn die weißen Rinder im Frühling durch den Laubengang hin den Pflug ziehen, den der Bauer rufend leitet. So zierlich und bildgerecht indeß diese Lauben sind, so werden sie doch der großen Kosten des Holzes wegen von vielen angefeindet, die der rheinländischen Art des Baues, die auch bei Brigen gilt, den Vorzug geben. Sie sind wohl ein Vermächtniß der alten romanischen Weinbauern; und wie man die Güter und die Art der Bebauung von den Romanen übernommen, so hat man auch aus ihrer technischen Sprache für Rebe und Wein und was damit zusammenhängt, vieles sich angeeignet und bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die Lauben selbst heißen in Meran von ihrer Brückenform *Puntaunen* (*pontone*), in Bozen *Pergeln* (*pergola*). Auch die Mäherei wird mit undeutschen Ausdrücken bezeichnet; fünfundvierzig *Maas* z. B. heißen eine *Jhrn*, was ehemals auch *Uern* geschrieben wurde und vom lateinischen *urna* herkommt. Selbst die Traubengattungen haben zum Theile noch romanische Namen, wie *Verseil*, *Vernatsch*, *Lagrein* u. s. w. Letzterer deutet auf das *Lägerthal*, *Val Lagarina*, welches sich unter *Roberebo* der *Etzch* entlang bis an die *Klaufe* von *Verona* erstreckt.

Was die Bereitung des Weines betrifft, so werden die Trauben nicht wie anderswo vom Stocke herab auf die Kelter gebracht und gepreßt, sondern zuvörderst in offene *Bottiche* geworfen und mit *Knütteln* zerquetscht. Was daraus entsteht, ein jauchenähnlicher Saft voll schwimmender Hülfsen und Stengel, heißt das *Praschglet* (*graspatto*). Dieß wird alsbald in große, der Luft zugängliche Fässer geschüttet, wo es zu gähren beginnt. Nach vier Wochen hat sich der Wein abgeklärt, er ist licht geworden und das

schwere Zeug ruht auf dem Boden. Nun wird die Flüssigkeit abgezogen und ist des Trunkes gewärtig; der Saß aber, die Trester, auf den Torfel gebracht und ausgedrückt. Dieß gibt den Druckwein, eine untergeordnete herbere Sorte, die zumeist in häuslicher Verwendung aufgeht. Aus den gepreßten Trestern selbst wird Branntwein gebrannt; mit den ausgebrannten Trestern aber das Vieh gemästet.

Der auf diese Art erzeugte weiße Wein wird nicht immer so hell, als ihn die Trinker wünschen. Zur Erzielung größerer Klarheit dient ein besonderes Kunststück, das nicht für sehr heilsam gilt. Es wird nämlich ein eigens bereiteter, mit Schwefel und Gewürz getränkter Lappen an einem Drahte brennend in das Faß gehängt und sofort, ehe er verkohlt, wieder herausgezogen. Als bald verspundet man das Gefäß und läßt den Qualm ein paar Tage darin sein Wesen treiben und sich ins Holz einsehen. Hernach wird der Wein dareingeschüttet. Manchen Trinkern bekommt dieses Schwefeln mehr oder weniger unwohl; doch sind die Kellnerinnen in der Regel bedacht, den Gast zu warnen, bemerkend, der Wein habe starken Einschlag.

Eine andere, jetzt minder gewöhnliche Bereitungsart fällt mit der rheinländischen so ziemlich zusammen. Auf diese Weise entsteht ein weit haltbarer Wein als jener, der aus dem Präschglet gewonnen wird, aber seine Tugenden stellen sich erst mit den Jahren ein. Er wird erst wohl-schmeckend nach zwei, drei Herbstern, wenn der andere längst vertrunken oder versauert ist.

In der Gegend von Meran, um Bozen und in den Gefilden von Kaltern wächst nun, zumal an den Halden — Leiten — manch gutes Getränk. Vor allen werden der Leitacher, der Siebeneichener und der Terlaner, die in der Nähe von Bozen aufkommen, und der Kalterer See-

wein gerühmt. Der Meraner Kieselberger und der Leberberger genießen ebenfalls eines guten Rufs. Bei vielen Güterbesitzern nimmt übrigens die Ansicht überhand, der Wein des Etschlands entspreche noch nicht dem trefflichen Geschmack der Trauben, und es müßten durch feinere und sorgfältigere Bereitung Getränke zu erzeugen sein, die neben manchen hochgeschätzten des Auslandes mit Glück würden auftreten können. So werden denn mannichfache Versuche gemacht, die zum großen Theile der Erwartung entgegen kommen. Man trinkt sogar schon Etschländer Champagner, der dem bekannten schwäbischen Getränke dieses Namens wenigstens an Billigkeit vorzuziehen ist. Eine längst geübte Praktik gibt den sogenannten Strohwein, indem man die Trauben oder gar die abgepflückten Beeren auf langen Strohlagern, Tablonen, etwas eintrocknen und dann unter den Torkel gehen läßt. Solches Getränk wird sehr süß und ähnelt den geistigen Südweinen. Alle diese Extraktarten gehen übrigens in den Wirthshäusern unter dem Namen Flaschentwein, und die Flasche steht je nach der Güte im Preise zwischen sechsunddreißig Kreuzer und einem Gulden. Wer sich über die Gaben der tirolischen Nebenhügel einige Erfahrung sammeln will, darf nicht unterlassen, in den Gasthöfen von Zeit zu Zeit nach Flaschentwein zu fragen. Noch besser wird er sich allerdings unterrichten, wenn ihm vergönnt ist, in wohlhabenden Privathäusern des Etschlandes öfters einen Probetrunk zu thun.

Völlig unbekannt ist hier der Jubel der Weinlese, der am Rhein so begeisternd aufschlägt. Vermögliche Familien gehen allerdings während des Herbstes gern in die Weingärten, um die „Weimer“ — die Trauben — vom Stocke zu essen, laden dann auch wohl gute Freunde ein und geben eine nahrhafte Marende zum Besten; aber es geschieht in aller Stille, und selbst die Völler, die sonst bei

den unerheblichsten Anlässen knallen, lassen sich dabei nicht hören. Die ländliche Freudenzeit in diesem Lande ist nicht die Weinlese, sondern die Zeit der Sommerfrische, die Saison der Bäder, für die Nefpler aber insbesondere auch die lustige Heuernte auf den Hochalpen. Die Mahd auf dem Schlern und auf andern Bergwiesen, die zu beiden Seiten des Eisack liegen, wird mit Musik und Gesang, mit mannichfachen bäuerlichen Scherzen begangen, und die Erinnerung an diese Freuden steht im Gedächtnisse der Bergjugend eben so verklärt, als anderswo die Weinlese. Freilich ist auch der Glanz dieser Jubelzeit im Erbleichen. Die Heumahd auf der Seiseralm, die wir mit eigenen Augen gewahrten, ging sehr still an uns vorüber, und auch auf andern Alpen soll die Eingezogenheit mit jedem Jahre wachsen. Manchmal mag die liebe Jugend den Ernst der Eiferer auch wohl sehr nachdrücklich herausfordern, denn die fröhlichen Mahder stellen in ihrer Lebenslust gerne die Behauptung auf, über dem Wetterkreuz sei nichts mehr Sünde. — Nur in Meran wird der Fremde in ein Herbstbergnügen eingeführt, welches bacchischer Natur ist und mit der Weinlese wenigstens in naher Verbindung steht. Zur Zeit nämlich, wenn der neue Wein hell geworden und in seiner Jugendblüthe am schmachhaftesten ist, gehen die wohlhabenden Bauern zur Stadt und laden die freundlichen Herren ein, den neuen Trunk bei ihnen zu versuchen. Eigentlich soll dieß im Torkel geschehen und deßwegen heißt auch die lobenswerthe Uebung Torkelen; doch ist's nicht weit gefehlt, wenn die Feier in der Stube vollzogen wird. Der Bauer, der sich hoch geehrt fühlt, die Herren unter seinem Dach zu sehen, trägt dann in großen Krügen seine besten Arten auf und schenkt unermüdet ein; die Bäurin bringt etliche eigens aufbewahrte Trauben, volle Teller mit Kastanien, Nüssen und Äpfeln;

die Kinder nahen sich mit einem Blumenstrauße. Die Unterhaltung ist volkstümlich, heiter, lebendig. Der Bauer wird seines süßen Weines, die Bäuerin ihrer schönen Kinder willen belobt; auf der andern Seite freut sich das ganze Hauswesen, daß die Herren heute so „gemein“ (herablassend) seien. Manchmal wird's besonders lustig und man kommt tief ins Bechen hinein, so daß um die Zeit des Torkelens viele „Affen“ nach Hause getragen werden.

Nicht unerwähnt darf hier die Figur des Saltners bleiben. Unter Saltner versteht man im Allgemeinen einen Flurschützen, auf den Alpen einen Hirten, im Weinlande aber zunächst den Traubenhüter. Der Saltner muß ein Mann des besten Leumunds sein; er darf sich nie in verdrießliche Geschichten eingelassen, nie eine Strafe erduldet haben. Er wird jedes Jahr am fünfzehnten August eingestellt, bleibt bis die Güter abgeleert, erhält des Tages ungefähr einen Gulden, auch verschiedene andere Reichnisse und holt sich das Essen abwechselnd bei den Bauern. So schätzt man sein Einkommen während der drei Monate seiner Dienstzeit dem jährlichen eines wohlbestellten Knechtes gleich. Dieser zuträglichen Lage willen sind die Stellen sehr gesucht, und es findet eine förmliche Candidatur statt, indem der Aspirant zeitig genug bei den Bauern, in deren Markung ihm die Würde verliehen werden soll, umherzieht und sie mit Züchten um ihre Stimme bittet. Der Saltner hat wenigstens um Meran herum eine eigene wunderliche Tracht, nämlich eine lederne Jacke von besonderem Schnitt, lederne Hosen, kurze Stiefel und einen dreispitzigen Hut, der mit Hahnenfedern, Gemsbärten und Stiehornschwänzchen verziert ist. Als Waffe führt er eine rostige Hellebarde. Dazu läßt er sich den Bart wachsen und wäscht sich nicht, so daß, wer nicht Bescheid weiß, ihn leicht für einen Räuber oder Banditen halten mag. Zarten Damenfehlen entfährt bei

seinem ersten Anblick gern ein Schrei des Schreckens, und ein britischer Tourist soll einmal gar auf die Knie gefallen sein und die volle Börse darbietend, den Saltner um sein Leben gebeten haben. Gegen die Unbill der Witterung schützt ihn eine Art von Taubentobel, der auf vier manns-hohen Stangen in das Gut gestellt wird und zugleich zur Späße dient. Der Saltner hat viel Plag' und Mühsal, um seinen Dienst so zu verrichten wie das Herkommen es verlangt. Man nimmt zwar an, daß er des Schlafes so gut bedürfe wie andere Menschen, allein er soll sich doch nie schlummernd betreffen lassen — weder bei Tag noch bei Nacht. Selbst der Kirchenbesuch ist ihm erlassen, wie den Sennen auf der Alm. Auch des Essens wegen darf er sich aus seiner Markung nicht entfernen und überhaupt Speise und Trank nur nebenher einnehmen, stehend oder laufend, ohne Abbruch der beständigen Wache. In diesem Stücke ist der Bauer übermäßig streng, prüft den Saltner oft arglistig und gibt die bündigsten Bertweise und Drohungen, wenn der Mann eines Augenblicks nicht wachsam befunden wird. Ein Hauptziel seiner Thätigkeit ist die Beobachtung der verbotenen Wege. Von der Zeit an nämlich, wo der Saltner eingestellt wird, werden auch die Weingüter, die das übrige Jahr offen stehen und zum Durchgang dienen, für geschlossen erklärt, und insbesondere alle Fußpfade die hindurch führen, bis auf die unentbehrlichsten als verboten ausgezeigt, was durch eine hölzerne Hand geschieht, die auf einer Stange steckt und mit Berberitzenzweigen umwunden ist. Wer solche verbotene Steige bei Tag betritt, und enthaltsam ohne Angriff auf die Trauben seines Weges wandelt, dem naht sich der Saltner mit Höflichkeit, zieht den Hut und bittet um den „Tabakkreuzer,“ eine ideelle Münze, welche gewöhnlich durch einen Groschen dargestellt wird. Wer bei Nacht in die gleiche Lage kömmt, zahlt

um ein Gutes mehr und setzt sich auch unlieblichen Neben aus. Die volle Wucht saltnerischer Ahndung fällt natürlich auf jene, welche, sei's bei Tag oder Nacht, ihrer Lüsterheit erliegen und im Weinberg naschend ergriffen werden. Freilich wird den Saltnern bei ihrer Verpflichtung vor der Obrigkeit bescheidene Manier gegen die herrischen, menschliche Milde gegen die mindern Leute eingeschärft; doch vergeht selten ein Jahr, ohne daß man von blutigen Stößen zwischen den pflichttreuen Wächtern und naschhaften Dieben zu hören bekäme. Uebrigens ließe sich von den Sitten und Bräuchen, auch von dem Aberglauben der Saltner noch allerlei erzählen.

Ist der Saltner abgethan, so sind auch des Weins Berklärungswochen bald vorüber und man beginnt allmählich den neuen zu trinken. Wie die Knochen des Meraner Bauern fest und stark, so ist auch seine Gurgel bewunderungswürdig eingerichtet und er kann sehr aushältig zechen. Er selbst, der Herr und Meister auf dem Hofe, trinkt natürlich nach Belieben; aber auch dem Durst der Knechte ist ein weiter Spielraum gesetzt. In der Regel dürfen sie sich des Tages bis auf zwei Maas hinaufsnippen, bei gewissen mühseligen Arbeiten aber, wie zum Beispiel beim Wässern, mögen sie zu sich nehmen so viel sie wollen. Dieses Wässern geht in kurzen Unterbrechungen durch die ganze Sommerszeit. Die Anstalten dazu sind in den letzten Jahrzehnten allenthalben sehr vervollständigt worden. Ueberall ziehen kleine Kanäle, welche, sobald sie die Wiesen der Ebene erreicht haben, zwischen lispelnden Aleen von Weidenbäumen dahin rieseln. Die Wässer sind unter die Flurnachbarn nach bestimmten Zeitabschnitten vertheilt, die man Tag- und Nachtroden heißt; denn, je nachdem es trifft, fällt das ganze Geschäft in die Nacht. Da sind denn die Fallen aufzuziehen, Dämme aufzuwerfen, der

Gang des Wassers zu leiten, und wenn die Zeit vorüber ist, die Fallen zuzulassen, die Dämme abzuschaufeln und das Bächlein wieder wohlbehalten dem Nachbarn zu überantworten — ein Inbegriff von sehr mühsamen und austrocknenden Arbeiten. Bei diesen Wässerungen werden auch oft die Fußwege in Mitleidenschaft gezogen und mancher Lustwandler, der des Abends unbesorgt ins Freie gegangen, findet bei der Heimkehr statt des trockenen Pfades, der ihn hinaus geleitet, einen murmelnden Bach, der ihn bis an die Knöchel nezt, wenn er ihm nicht auf Umwegen entkommen kann. Wer nun nachrechnen will, wird finden, daß ein tüchtiger, mit mehreren Knechten und erwachsenen Söhnen versehener Bauer das Jahr hindurch eine ziemliche Anzahl von Jhrn zum Hausstrunk aufwenden darf. Bei manchen soll der Verbrauch bis auf 4000 Maas steigen und in ungünstigen Jahren das ganze Ergebniß der Güter kaum hinreichen um den Bedarf der Haushaltung zu decken.

Dem reichlichen Weingenuß im Etschlande entspricht indessen auch die feste Nahrung, und es ist gewiß eine richtige Bemerkung, daß der Bauer und sein Gesinde in den wenigsten Gegenden Deutschlands so gut und so viel zu essen haben, wie dahier. Man setzt sich des Tages fünfmal zu Tisch, freilich nur zweimal auf längere Zeit. Man beginnt die Arbeit am Morgen mit dem Frühmuß, stärkt sich um neun Uhr mit dem Halbmittag, läßt um elf Uhr das Mittagsmahl, um drei Uhr die Marende folgen, und ißt dann noch einmal des Abends. Plente und Milchsuppe kommen dabei allerdings mehr als einmal vor, allein auch Fleisch, meist geräuchert, was in Verbindung mit dem zwiebackähnlichen Brode schon Letwald erstaunen ließ, hier in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Diese stärkende Kost mit dem süßen Weine soll, so zuträglich sie den Leibern der Landleute ist, den Gütern derselben

eher nachtheilig sein, und man will behaupten, daß die stätige Minderung des Ertrags derselben schon seit Jahren eine Beschränkung im häuerlichen Haushalt hätte herbeiführen sollen. Bei allem Schönen, was man vom Etzlande sagen muß, ist nämlich nicht zu verschweigen, daß der Wohlstand mählich abnimmt, daß der Bauer, schon ehrenhalber nicht geneigt, in seinem Aufwande Mäßigung eintreten zu lassen, von Jahr zu Jahr schwerer haust, und daß die Vergantungen, durch welche namentlich die nüchternen Wälschen herbeigezogen werden, von Jahr zu Jahr häufiger vorkommen. Man erzählt viel von dem hohen Leben der Bauern, mitunter auch von dem Uebermuth der zu einer gewissen Zeit als Folge schnell entstandenen Reichthums bei ihnen an den Tag getreten. Damals, geht die Sage, seien die reichen Hofherren und ihre Ehetwirthinnen an Sonntagen nur reitend zur Stadt gekommen, oft noch gefolgt von einem Geleithaufen berittener Knechte, und bei Mahl und Tanz hätten sie die harten Thaler in Menge verzehrt. Es wird dieß lustige Bauernleben in die Zeit gesetzt, wo die Jhrrn Wein, die jetzt zwischen fünf und sieben Gulden steht, noch zwanzig bis fünfundzwanzig kostete, und das war jene Zeit als Meran sich eine königlich bayrische Stadt nennen mußte, insbesondere die letzten Jahre vom Frieden zu Schönbrunn bis zur glorreichen Wiederkehr des Hauses Oesterreich. Es ist bekannt, daß Napoleon nach Beendigung des Kriegs in Tirol die gefürstete Grafschaft zerstückelte, den nördlichen Theil zwar bei Bayern ließ, Oberpustertal aber mit Jllhrien und Südtirol mit dem Königreich Italien vereinigte. Die Grenzen des vergangenen Königreichs Italien fielen übrigens nicht mit den Marken der italienischen Sprache in Tirol zusammen, sondern schlossen auch noch ein gutes Stück völlig deutschen Landes ein und waren so gezogen, daß sie den Eisack bei

Ahwang zwei Stunden ober Bozen, die Etsch bei Nals etwa in der Mitte zwischen letzterer Stadt und Meran durchschnitten. In dieser Art war also die Gegend von Bozen und Kaltern mit all ihrem reichlichen Erzeugniß höchst genießbarer Getränke von dem bayerischen Markte ausgeschlossen, und Meran hatte nahezu das Weinmonopol im Königreiche Bayern, dem damals das rebenreiche Würzburg wieder entzogen war. Daher jene hohen, jetzt kaum mehr zu erlebenden Preise und daher jenes sehnsüchtige Verlangen der Meraner Bauern nach der guten, alten Zeit — ein Verlangen, das sie in ihrer Blödigkeit nicht anders ausdrücken, als mit den Worten: wenn wir nur wieder bayerisch wären! — Da man sich nun aber nicht besser zu helfen weiß, als mit der Hoffnung auf einen zweiten Preßburger Frieden, so hat man auch schon in andern Beziehungen nachgefragt und die jetzige „Erhebung des religiösen Bewußtseins“ in Bayern hat mindestens bei den Meraner Bauern aufrichtige Theilnahme gefunden. So wenig Anklang die Wiedereinführung des alten Mönchtums im Lande selbst genießt, so lobenswerth erscheint sie den Leuten im Burggrafenamte, und ich führe diesen freundlichen Widerhall um so lieber an, als der Gewinn, den wir hier unter dem beschränkten, aber gutmüthigen Volk des Etschlandes gemacht, uns wenigstens einigermaßen entschädigen kann für die Kälte und den Sarkasmus, der über jene Verjüngung in andern aufgeklärten, aber boshaften deutschen Ländern an den Tag tritt. Nachdem es jetzt so gut steht „im religiösen Fach,“ sagt man in Untermais und in Partschins, so wäre gar nichts mehr auszusetzen. Getreid herein, Wein hinaus — das ist sprüchwörtlich geworden und überall zu hören, und eben so oft kommt die Betrachtung vor: was hilft der Kaiser, wenn die Länder nicht „zusammenspielen.“ Bayern und Tirol

sind aber durch die Natur zum „Zusammenspiel“ geschaffen, als sich gegenseitig durch ihre Haupterzeugnisse ergänzend, während die benachbarten Erbländer weder Getreide an Tirol abgeben können, noch Wein von demselben nehmen wollen. So hat denn allerdings innerhalb eines Menschenalters ein gänzlicher Umschlag der Stimmung stattgefunden, und die Meraner, die Mäiser, die Algunder, einst so eifrig bei dem Kriege, dann so wonnetrunken, als Kaiser Franz wieder seine feurigen Arme um die tirolische Jungfrau schlang, die Meraner, die Mäiser, die Algunder, die Männer im Weinland bis an die weiland italische Gränze bei Nals trauern jetzt über die Trophäen von Anno Neun und meinen die damalige Erhebung sei „lei so a Dummheit, a zochete G'schicht“ gewesen. Die Meraner nehmen es sich jetzt noch übel, daß sie dazumal bei der großen Festbeleuchtung zu Ehren der Wiedervereinigung mit dem Kaiserreiche so unendlich viele transparente „Fäden“ (Schweine) ausgestellt, Schweine nämlich, welche von Gebirgsschützen und andern bewaffneten Volke aus dem Lande getrieben wurden. Hätten's auch nicht gethan, sagt der Bürger, wenn wir gewußt, wie gut wir sie jetzt brauchen können. In der That sind die bayerischen Traubengäste nicht unwillkommen in Meran, und bis sie etwa einmal den Engländern weichen müssen, wird man diese Colonie, die zeitweise auf dreißig und vierzig Köpfe steigt, als unverwerfliche Einkommensquelle mit offenem Wohlwollen betrachten. Stehen doch jetzt die Miethpreise der Wohnungen drei- und viermal so hoch als vor zwanzig Jahren.

Gehen wir indessen wieder einmal spazieren und zwar am kühlen Abende nach Mais, das gerade vor dem Thore, jenseits der Basser liegt. Es ist ein weiterstreutes Dorf, zum Theil an die Landstraße, zum Theil auf die sanfte Halde hingebaut, die gegen den Freiberg aufsteigt. Jener

Theil heißt Untermais, dieser Obermais; in jenem ist das bäuerliche Aussehen vorherrschend, dieser besteht fast nur aus Schlössern und Ansitzen. Er ist nach einstimmiger Annahme der Alterthumskundigen auf dem Bergbruche erbaut, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vom Pfinger herabstürzend das römische Majä überschüttet hat.

Also nach Untermais, dessen düstere Kirche über grüne Weidenbüsche herüberschaut und an der vordern Außenwand ein paar uralte steinerne Köpfe aufweist, deren Bedeutung auch noch nicht ganz klar gestellt ist. Das Wirthshaus des Dorfes entdeckte ich an einem Sonntage, als ich fremd noch und unbekannt mit Sitte und Gebrauch nach einem Orte fragte, wo etwa die Stadtleute in ihrem Sonntagsvergügen zu betrachten wären. Man rieth mir in den Gütern von Mais herumzuschlendern, und so gerieth ich in den ansehnlichen Gasthof, wo ich zwar keine Gäste, aber sehr artige Aufnahme fand, daher auch ein Seidel trank und mir den Ort merkte. Ein paar Tage darauf kam ich wieder, denn in der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, in Untermais werde eine Hochzeit gefeiert. Die kühle Halle des Wirthshauses war der herrschenden Hitze wegen eine sehr angenehme Warte, um die Anfänge der Begebenheit zu beobachten. Allmählich fuhren mehrere Caleschen vor, vom lustigen Posthorn angekündet und mit weiblich aufgeschmückten Gästen besetzt. Man wollte sich da gegenseitig erwarten, und so sammelten sich nach und nach ziemlich viele Leute. Die Männer prangten in ihrem besten Sonntagsstaat, in braunen Jacken mit rothen Aufschlägen, rothen Leibchen, grünen Hosenträgern, schöngestickten, mit den Namensbuchstaben versehenen Gürteln, schwarzledernen Hosens, weißen Strümpfen und rothausgenähten Schuhen. Die „Buben“ trugen große grüne, die „Mander“ (Chemänner) große schwarze Hüte, und diese wie

jene und die der Postillone waren mit bunten Sträußchen verziert.

Etwas mehr vom gewöhnlichen Sonntagspuße abweichend war die Tracht der „Weiberleute.“ Sie bestand aus violetten, rotheingefassten Spensern, dunkeln rothbeborsteten Röcken, von denen die schneeweißen Schürzen kräftig abstachen, und auf den Häuptern saßen die alterthümlichen Spizelhäuben. Diese Spizelhäuben sind, wie der Name besagt, aus schwarzen Spizen gefertigt und umgeben das Haupt wie ein leichtes durchbrochenes Dreieck, so daß zwei Strahlen von den Schläfen ausgehen und ein dritter vom Scheitel. Hinten ist eine Art Kokarde oder Blume von seidenen Bändchen angebracht, welche bei den Jungfrauen roth, bei den Frauen weiß und mit einer großen Silbernadel befestigt ist. Der ganze Anzug sieht sehr schmuck und kleidsam aus. Ehemals soll er gewöhnliche Sonntagstracht gewesen sein, noch früher war er wohl Gewand des Werktages. Die Spizelhäube verräth uns manches über die Geschichte der Volkstrachten. Jetzt ist sie in Meran und Bozen nur mehr als belächelte altfränkische Erscheinung an etlichen hochbetagten Höckerinnen zu sehen, dagegen bei dem Landvolke noch als Puß für Festtage und hohe Zeiten in Gebrauch, deswegen auch auf den Grabgemälden, wo die Hingeschiedenen im besten Feiertagsstaate gemalt werden, noch ständiger Kopfpuß der Frauen, und nicht allein im Etzhlande, sondern auch im Pustertthal. So geht die Volkstracht vom Werktag auf den Sonntag über, vom Sonntag auf den Feiertag, und stirbt dann im Zenith ihrer Würde, um noch als Kinderspott an den Leibern etlicher alter Männchen und Weibchen nachzugestern. Je mehr sie sich den Augen der Menge entzieht, desto höher steigt ihre Bedeutsamkeit, bis die Stufe erreicht ist, wo vom Erhabenen zum Lächerlichen nur mehr ein

Schritt. Zu der Zeit, wo sie nur noch hervorgezogen wird, um die höchsten Tage des Jahres auszuzeichnen, ist sie in der Regel schon geheimer Lächerlichkeit verfallen. Uebrigens nehmen die Volkstrachten, wie es scheint, ihren Ursprung immer in den höhern Ständen und steigen von diesen in die untern und zu den Bauern herab. Die Bauertracht ist aber wie die Aloe, die nur alle hundert Jahre blüht — sie geräth nur nach langen Zwischenräumen in den Zustand der Empfängniß; der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles, was die wechselnden Moden den höhern Ständen bringen, geht wieder dahin, ohne daß von unten her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die gerade in die Zeit fällt, wo das Landvolk wieder seinen Schooß eröffnet, hält sich auf mehrere Menschenalter hinaus. Eine der vorstehendsten Trachten Tirols war ehemals bei den Männern auf der Höhe von Casteltrutt in Uebung. Sie ist seit etwa dreißig Jahren untergegangen, und man sieht sie wie viele andere tirolische nur noch auf älteren Trachtenbildern. Sie bestand aus einem grauen Spizhut, großer Halskrause, rother kurzer Joppe, gelben Hosen und weißen Strümpfen. Diese Kleidung, in allen Stücken das Vorbild der deutschen Hanßwurstentracht, zeigt sich in genauer Uebereinstimmung bei den Kriegsleuten auf Bildern der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Jacke der Meraner Bauern ist wohl ein Erbstück aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Spizelhaube war nach einem Bildnisse im Braitenbergischen Hause zu Meran im Jahre 1764 noch die Tracht der angesehensten Stadtfrauen. Die hohen spizigen, filzenen Weiberhüte, wie sie jetzt im Unterinntale getragen werden, bildeten nach ältern Motivtafeln, die in oberbayerischen Wallfahrtskirchen hängen, um den Anfang des vorigen Jahrhunderts

die Zierde vornehmer Damen. Die Pelzkappe, welche in unsern Tagen die vermöglichen Bäuerinnen in Oberbayern tragen, trug im Jahre 1669 die Frau Kammerräthin Mayr, deren Conterfei im Gange des Klosters Schäftlarn zu finden. Im Allgemeinen dürften wenige Trachten älter sein als zwei Jahrhunderte. Ihre Verschiedenheit aber scheint dadurch zu entstehen, daß sich in den verschiedenen Gegenden die chronische Empfänglichkeit zu verschiedenen Zeiten einstellt, wie sie denn auch bei den beiden Geschlechtern nicht immer gleichzeitig auftritt, und das eine oft eine Neuerung einführt, während das andere alles beim Alten läßt. Eine theilweise Aenderung hat in diesem Menschenalter der bayerische Bauer zwischen Isar und Lech vorgenommen, und dabei die Herrenmode mit den langen Röcken und den eingebogenen Hüten sich angeeignet, wie sie etwa vor fünfundzwanzig Jahren getragen wurden, beides freilich in etwas verberer Form. — Die Weiber dortiger Gegend aber blieben in allen Stücken beim alten Herkommen; dagegen sind die am Chiemsee und am Tegernsee von den Keulenärmeln, die vor etwa fünfzehn Jahren das Neueste waren, hingerissen worden und haben sie mit Belassung des Uebrigen ihrem Anzug vereint. Gigotärmel und die langen Herrenröcke und eingebogenen Hüte werden in den angegebenen Gegenden wahrscheinlich unsere Enkel noch zu gewahren haben. Eine Hauptquelle für die Geschichte der Volkstrachten sind die Motivtafeln bei den Gnadenbildern. Schade, daß in den größern Wallfahrtsorten die ältern immer verworfen oder verbrannt werden, wenn wieder Platz für neue geschafft werden soll. Eine passende Auswahl aus den früheren würde manche anziehende Vergleichung gestatten.

Vom Wirthshause zog das Hochzeitspaar mit seinem Gefolge zur Kirche, in deren Wände neben jenen steinernen

Röpfen auch viele Grabmäler längst verstorbener Herren und Frauen aus den Kaiser Schlössern eingelassen sind. In den Weingärten knallten die Böller, vom Thurme herab schallten die Glocken, und die Weiber und Kinder von Mais liefen wie sie waren, neugierig nach und stellten sich in dichtem Gedränge unter die hintere Kirchenpforte, gleich als sei es ungeziemend, bei solcher Feierlichkeit ohne hochzeitliches Kleid sich weiter in das Gotteshaus hineinzuwagen.

Das Brautpaar hatte übrigens seinen Hochzeitschmaus auf der Post zu Meran bestellt, und als wir Mittags nach ein Uhr selbst dorthin zu Tische kamen, saßen die Hochzeitsleute schon beim Mahle und zwar an einer langen, mit Blumensträußen schön verzierten Tafel; die Frauen oben, die Männer unten, das Brautpaar in der Mitte, links und rechts zu seinen Seiten geistliche Herren. Das Essen hatte um zwölf Uhr angefangen und sollte in rascher Folge der Gerichte bis zum Abend dauern. Man saß in tiefster Ruhe beisammen und aß. Nur zuweilen ging ein leises Summen durch die Gesellschaft. Später nahmen die Weibskleute der Hitze wegen ihre Spizelhäuben ab und ließen ihre Zöpfe hängen, was sehr zierlich aussah. Als wir um fünf Uhr wieder zur Stelle kamen, fanden wir die Gesellschaft noch beisammen, etwas schweigsamer noch als vorher und vielfach gähmend. Mit dem Mahle waren alle Freuden aus und die Gäste gingen in tiefer Ruhe wieder auseinander.

Auf diese Art werden neuester Zeit in den meisten Gegenden des Landes die Hochzeiten begangen, und da oder dort, wo bisher noch etwas Leben, etwas Heiterkeit und Festtagsjubel gegönnt war, ist man so eben daran sie als unheilig und den guten Sitten gefährlich, zu beseitigen. Die Geistlichen erklären, sie könnten bei den Hochzeit-

schmäusen nur dann erscheinen, wenn Musik und Tanz unterbliebe, da sie durch ihre Anwesenheit diesen sündhaften Freuden nicht etwa eine stillschweigende Genehmigung verleihen dürften. Nun wollen aber die Leute an solchen Ehrentagen der Priester nicht entrathen, und so erfüllt man in den meisten Gegenden die Bedingung; an einzelnen Orten, die noch am alten Herkommen halten, fehlt es nicht an schweren Unwettern von den Kanzeln. Armer Bauer in deiner Heiligkeit! Eine Hochzeit ohne Musik und Tanz, ohne die schmetternden Trompeten und die gellenden Clarinetten, eine Hochzeit ohne alle Freude, nur mit vollem Magen und weinschwerem Kopf — was ist das für eine Erinnerung in den alten Tagen, wo man von der Jugend zehren muß!

Es ist bekannt, daß man mit diesem Tanzverbot, so oft es auch von der Kanzel herab eingeschärft worden, gleichwohl nicht viel ausgerichtet hat. In ganz Deutschtirol haben sich anstatt der öffentlichen Tänze die nächtlichen und heimlichen eingebürgert, welche trotz der geisterhaften Züchtigung, deren wir oben bei Rattenberg gedacht, ziemlich gut gedeihen. Wie man selbst im Ostschland nach den andächtigsten Vormittagen die lustigsten Nachmittage zu improvisiren weiß, hat uns Professor J. B. Zingerle im zweiten Band des Alpenfreundes geschildert. Er war am Feste der Geburt Mariä, achten Septemper 1867, nach der großen Procession in Lana gegen den Gampen hinauf gestiegen und ober Tifens in Ofriß eingelehrt. Dort fand er die deutsche und die wälsche Jugend, welche in der Frühe dem Umgang beigewohnt und nun den Heimweg eingeschlagen hatte, in heiterster, aber ganz weltlicher Festtagsfreude. Der Wirth spielte die Harmonica und ein Italiener wußte aus einem Haarkamme die reinsten Clarinettentöne hervorzulocken. In enger Stube schwebten die glücklichen Paare dahin und schwelgten im rasenden Tanze, der mit himmelhohem Jauchzen begleitet wurde. Ein junger Wälscher führte mit einer schönen Castelfonderin sogar pantomimische Tänze

auf. Kurz, es ging zu wie im ewigen Leben, so daß ein anwesender Passierer mit Recht gestand: „Schön wäre es schon in Ostrill, wenn die Hölle nicht wäre.“

Und nun noch einmal von den Schlössern, um dann das Meranerthal zu verlassen. In einem Lande, das überall von alten Burgen stroht, ist es kaum zu verwundern, daß ihrer in den geräumigen Gründen an der Etzsch, auf den milden Weinbergen zu beiden Seiten der Stadt so viele erbaut worden sind. Die Hügel von Obermais gelten ja für die angenehmste Höhe des deutschen Südtirols. Für das feine Gefühl der Eingeborenen hat nämlich diese Flur noch den Vorzug eines besonders angenehmen Klima's mit lauen Lüften und warmen Sonnenstrahlen im Winter und mit frischen Winden aus dem Basserthale im Sommer. An schwülen Juliustagen sehnen sich die Meraner in der Stadt nach diesen luftigen Hügeln, die ihnen über die Mauern hereinlugen, gleichsam als nach einer schönern Zone. Die Burgen dieser Gegend stehen untereinander in demselben Gegensatz wie im Kelleramte zu Meran die alten Zimmer aus der Zeit Herzog Friedrichs zu den neu eingerichteten Schreibstuben daneben. Etliche gehen über die Tage der schönen Margarethe zurück, an andern ist noch das späteste Rococo zur Verherrlichung gekommen. Die beste unter den alterthümlichen scheint mir die Burg Rubein, zwar klein und fast versunken zwischen den Weinbergen, aber ehrwürdig und im engen Burghof mit mancher Erinnerung an altitalienische Baukunst. Außerhalb stehen dichte Rosenbüsche und ragende Cypressen um die dunklen Mauern. Die Burg in ihrer Stille und dem unverkehrten, lombardischen Aussehen hat etwas Märchenhaftes. Auch Fragsburg, die höchste in der Meraner Gegend, weithin gesehen auf dem buschigen Felsenvorsprung, ist solchen Schlages, und nicht minder das

Schloß von Auer, das verborgenste von allen, hinten im schattigen Winkel über der grausen Schlucht des Finelebaches. Es geht dahin ein sehr anmuthiger, einsamer Spaziergang über die kleine Hochebene von Tirol unter großen Obstbäumen. Neben diese feinen, wälschen Bauten stellt sich eine ungeschlächtere deutsche Art, worunter besonders Gayen hervorzuheben, das hoch ober Mais auf dem Freiberge liegt und der Stadt eine breite Mauer zuwendet, über welche ein dicker Thurm aufragt. Borst, oben an der Töll, gehört auch zu dieser deutschen Gattung. Es ist fast schwarz geworden vor lauter Alterthum. Man tritt in ein winziges Höfchen und steigt dann die steinernen Treppen auf und ab durch enge Gänge, aus denen die finstern Stuben zugänglich sind. Eine darunter, die Wohnstube der jetzigen Bestandsleute, ist mit Holz getäfelt wohl seit Jahrhunderten her. Oben an der Decke ersieht man zwei Kreuze eingeschnitten und diese bedeuten, daß darunter einst ein Ritter von Borst seinen Bruder erstochen habe und das Blut des Ermordeten bis an die Decke gespritzt sei. Friedrich Mercey, derselbe, welchem wir den fameux lac de Gewester verdanken, hat daraus eine lange, pathetische Geschichte gemacht, die er als dem Volke abgelauscht, geben will, was um so lächerlicher, als die Sage, wie sie von den Leuten erzählt wird, in zwei Worten abgethan ist. Solche erweiterte und verschönerte Geschichten finden sich bei Mercey mehrere; die Lieder aber, die er am Ende seines Buches in geschmackvoller Uebersetzung als tirolische mittheilt, die sind eigentlich noch viel lustiger.

In den meisten dieser Burgen ist nichts merkwürdiges, als was eben die Architektur bietet — hie und da ein schöner Säulenbogen, ein gothisches Fenster und dergleichen. Nur selten noch findet sich ein ritterliches Wappenschild

oder eine verblichene Malerei. Selbst die Burgcapellen sind wegen später Erneuerungen alles alterthümlichen Reizes ledig. Die kräftigste Erinnerung an lang vergangene Zeiten liegt wohl in den getäfelten Wohnstuben, an denen seit Jahrhunderten wenig geändert scheint. Die prüfende Vergleichung der verschiedenen Bauweisen, wie sie sich in diesen Schlössern darstellen, würde für die Kunstgeschichte des Ostslandes von Bedeutung sein, doch hat sich noch Niemand daran gewagt.

Treten wir auf abendlichem Spaziergang in einen solchen Burghof, so rastet dort auf der steinernen Treppe der Baumann beim Nachtrunke und raucht aus winzigem Pfeifchen seinen starken Knaster; hier am rauschenden Brunnen spinnt seine Ghewirthin und ringsherum spielen die rothbadigen Kinder. Die Hausfrau lächelt, wenn wir ihr gestehen, daß wir den weiten Weg aus der Stadt gemacht, um das Schloß zu sehen. S' ist nichts als altes Winkelwerk, pflegt sie anzumerken, nimmt den Schlüssel und geht voran. Aus der Wohnstube beginnt die Wanderung durch die Trümmer der Vortwelt, durch düstere Gänge, über düstere Treppen in düstere Gemächer. Hier in der vergilbten Banketthalle ist die Speisekammer und es hängen da in schwebenden Leisten die Zwiebacke; in einer andern Prachtstube sind die Aepfel aufgeschüttet, der Mais und andere Früchte. Im trüben Gemache daneben voll Spinngewebe und Schmutz stehen ein paar schadhafte Bettstätten, worin die Dirnen schlafen; in einer andern Kammer, eben so finster und herabgekommen, haufen die Knechte. Andere Räume sind ganz leer, ganz windoffen, ganz verfallen, andere mit etwas vergessenem Hausgeräthe besetzt. Da wird nichts mehr gebessert und gerichtet, und so verwittert denn eine Zinne nach der andern; die Kreuzstöcke, aus denen die Edelfräulein guckten, fallen vom Wind

gelöst, heraus, die Thurmstufen, über welche die Gewap-  
neten rasselten, brechen zusammen, die Decken der Ge-  
mächer, die einst von Liebern wiederhallten, sinken ein,  
und die Burg, vor Zeiten so stolz und so fest, oft um  
viele hundert Pfund Meraner Pfennige verpfändet, oft  
von viel hundert Reifigen berannt, steht traurig und zer-  
knickt vor unsern Augen, öde und ausgestorben.

Die Wahrheit zu sagen, läßt sich freilich auch an der  
Hand der Geschichte nicht mehr viel Leben in diese Burg-  
stätte bringen, Schloß Tirol und die Zenoburg natürlich  
ausgenommen. Sonst wird etwa ein Herr Eppo von  
Laubers genannt (1178) als Marschall der Grafen von  
Tirol, ein Herr Bertholdus de Rubina (Rubein) als ihr  
Truchseß. Auch ein Minnesänger dichtete einst in dieser  
Burg. Heinrich von Laubers that sich zur Zeit König  
Heinrichs von Böhmen hervor; Petermann von Schenna  
war ein Liebling seiner Tochter, der primus inter pares  
wie es scheint; auch Otto von Auer gehörte dazu. Von  
vielen andern Herren weiß man nur, daß sie gelebt, nicht  
was sie gethan haben. Später wird die Burgengeschichte  
mit dem Anwachsen des schriftlichen Materials reicher an  
Namen, nicht an Begebenheiten.

Eine der ansehnlichsten Burgen dieser Gegend, mit Tirol  
und Lehenberg wetteifernd, ist Schenna. „Schenna, die  
stattliche Beste, eine Wegstunde von Meran, ruht am  
linken Basserufer unter den Spitzen des Fingers. Ueppige  
Pflanzenfülle umrankt den Weg. Eine tüchtige Anstufung  
des Schennaer Berges, auf dem sich die Höfe der Ge-  
meinde weit ausgestreut lagern, trägt das Schloß und die  
Kirche mit dem Häufelkern des Dörfleins. In der Burg  
saßen in ältesten Tagen die gleichnamigen Edlen. Peter-  
mann von Schenna wird obenan genannt, wenn von den  
Tiroler Landherren die Rede geht, welche es verstanden,

am weissenblauen Minneseil die launige Gebieterin, Margarethe die Maultasche, zu gängeln. Dann kennen wir die gewaltigen Starkenberger, die Oberinnthaler, als In-sassen, und da sie in der Fehde mit dem Friedl, dem mit der leeren Tasche, schon alles verspielt hatten, wehrte sich hier (1423) noch Ulrichs Hausfrau, Ursula Truchsessin von Waldburg. Erst nachdem sie sich sechs Wochen lang vertheidigt hatte und keinen Ersatz mehr hoffen konnte, gab sie das Banner mit den drei Kronen und die Thor-schlüssel in des Feindes Hand. Später hielten hier die Liechtensteine einen verschwenderischen Hof; sie bauten auch das Schloß um in seine jetzige Gestalt. Gedehnte Saal-fluchten setzten sie über die alten Gewölbe; nur noch die Treppe mit den Spitzbogen und der derbe halbrunde Brückenthurm konnten sich in wehrhafter Form retten vor der prunkhaften Renaissance. Mit dem Grafenleben, mit den verhängnißvollen sechs Schimmeln, die in allen Pracht-erinnerungen der Landleute ihre Rolle spielen, fuhr aber auch des Schlosses beste Zeit von dannen, und dem Ver-fall hat es nur ein günstiger Zufall entzogen. Das reiche Urbar fesselte die unritterlichen Besitzer, und so stand doch Mauer und Dach sicher genug, ehe der neue Schloßherr als ersehnter Wiederhersteller einzog.“

Dieser neue Schloßherr ist nun der Graf von Meran, für den sein Vater, Erzherzog Johann, voriges Jahr die Burg erworben hat. Der neue Nachbar ist in der Gegend mit Jubel begrüßt und mit sinnigen Festlichkeiten auf-genommen worden. Man erwartet viel Schönes von der Zeit, wo der Hofsig des Grafen in Schenna wird auf-geschlagen sein.

Mehrere andere Edelsitze, zumal auf der Halbe von Obermais, sind im vorletzten oder am Anfange des letzten Jahrhunderts wieder hergerichtet worden. Dazumal traten

an die Stelle der alten tirolischen Geschlechter mehrere adelige Familien aus Graubünden, die hier in den innern Unruhen ihrer Heimath ein Asyl suchten. Da erscheinen die Planta, welche die Burg Greifen stattlich umbauten; die Flugi von Aspermont erkaufte Knillenberg, die veltlinischen Paravicini saßen zu Runderf, auch die Grafen von Mohr aus dem Engadein hatten neben dem Schlosse Dornsborg im Binschgau ihre Güter zu Mais. Dazu kamen dann etliche Familien aus Wälschtirol und Italien, wie die Herren von Priami, von Rolandin und so fort. Von älteren einheimischen Häusern waren wenige mehr übrig, etwa die Brandis auf dem gleichnamigen Schloß bei Lana, die Fuchsen auf Lebenberg. Dagegen waren zwei neue Namen zu Ehren und Ansehen gekommen, nämlich Rosenberg und Knillenberg. Eckart von Rosenberg, ein natürlicher Sohn des Deutschmeisters Maximilian von Oesterreich, saß zu Winkel, einem trefflichen Ansehe nahe bei der Stadt, wo uns Herr Pitsch gar oft einen guten Trunk geschenkt hat. Sein und seiner Ehefrau Bildniß hängt dort und in der Jörgenkirche zu Mais, in letzterer auch das Fähnlein, welches er im Türkenkrieg getragen; auf dem Altare steht ein Bild der heiligen drei Könige mit Porträtköpfen, welche ein sehr zweideutiges Verhältniß veretwigen, da der kniende Heiligedreikönig den Erzherzog, Maria Maxens Freundin, des Herrn von Rosenberg ehelich Gemahl, das Jesuskind den lieben Eckart vorstellt. Der heilige Joseph ist natürlich der Herr von Rosenberg.

Die Knillenberge stammten aus Mittenthal im bayrischen Gebirge und kamen zur Zeit Kaiser Max I. durch den Kriegsdienst in die Höhe. Sie kauften später das Gut, dem sie ihren Namen beilegten. Die letzte Knillenbergin lebt noch jetzt darin. Das Schloß Labers, das in

jener Zeit auch sehr schön gewesen sein mag, ist jetzt schon lange wieder im Verfall.

So waren also zur Zeit des Reifrockes diese Gehöfte mit edlen Geschlechtern reich besetzt. Die alte Herrlichkeit erglänzte wieder im Jahrhundert des Rococo. Daß der Meraner Adel in diesen Zeitläuften eben so sittenlos gewesen als der im übrigen Europa, scheint nicht anzunehmen; nach mehrfachen Andeutungen möchte man eher auf Gottesfurcht und frommen Lebenswandel schließen. Im übrigen theilte er seinen Geschmack und davon sind noch nicht alle Spuren verwischt. Als Beispiel kann Knillenberg gelten, wo in einem der Gemächer mythologische Darstellungen erhalten sind, Adonis als grüner Jäger mit engen, ungarisch ausgenähten Hosen, Venus im Reifrock und mit Schönplästerchen, sowie andere Gottheiten und sterbliche Menschen in analoger Darstellung. Auch ein werthvolles Archiv soll in diesem Edelsitze gewesen sein, man hat es aber seiner Zeit korbweise in die Stadt geholt und Ditten daraus gemacht.

Die Bündner Familien sind bis auf die Mohr zu Dornsberg alle ausgestorben oder wieder fortgezogen. Unter ihren Gliedern ist der meistgenannte Andreas Flugi von Aspermont, der sich während des bayerischen Einfalls 1703 hervorthat, und ein Mann voll kriegerischen Geistes, aber auch voll unerlaubter Gedanken war. So sei er z. B. des Willens gewesen, das schöne Vinschgau seinem Vaterlande als republikanisches Angebinde darzubringen. Keinem der verfehten Bündner schlugen aber die Meraner Lüfte besser an als dem Freiherrn Bernhard Paravicini de Capellis. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß dieser, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Meran gekommen war und 1714 Runderd und Rameß erkaufte hatte, sich im zweiundachtzigsten Jahre zum vierten-

male verehelichte und zwar mit einem jungen Freifräulein von Zinneberg, die ihm noch zweiundzwanzig Jahre den Spätherbst seiner Tage versüßte. In dieser glücklichen Ehe gebar sie sieben Kinder, deren letztes — ein Monat nach dem Tode des Vaters zur Welt kam. Der alte Herr starb 104 Jahre alt 1770 zu Meran. Gufeland hat ihn als merkwürdiges Beispiel in seiner Makrobiotik erwähnt. Seine Urenkelin, die letzte ihres Stammes, lebt noch zu Runderf. Die jüngste Erneuerung ist dem schönen Nameß ange-diehen. Dieses besitzt zur Zeit Dr. Franz Klarer, welcher, obwohl armer Leute Kind von Dorf Tirol, der berühmteste Augenarzt Italiens geworden ist. Er hat zu Landshut, Wien und Pavia studirt und lebt jetzt als Professor an letzterer Universität. Jeden Herbst zieht er mit seiner an-muthigen Familie aus Wälschland heraus in seine deutsche Villa. Diese bewahrt noch ein schöngetäfeltes Brunkzimmer aus den Zeiten der Planta von Wildenberg; das übrige hat der jetzige Signer neu und schmuckvoll hergestellt, so daß es ein reizender Sommeraufenthalt geworden. Gegen Aufgang liegt in einem heimlichen Thälchen, in einer grünen Wiese, die von Weinbergen umgeben ist, die kleine Kirche St. Valentin. Der Heilige dieses Namens war ein Apostel der Rhätier, der auch zu Passau gepredigt haben soll. Er starb 470 zu Mais und wurde hier begraben. Auch Corbinian fand da, wie schon früher erzählt, seine Ruhestätte. Herzog Tassilo von Bayern beschloß 770 auf dem Tage zu Bozen die Uebertragung der Gebeine St. Valentin's nach Passau. Bischof Aribio führte dann auch die des heiligen Corbinian nach Freising. Diesen beiden Heiligen verdankt man, daß in jenen Jahrhunderten ein hellerer Lichtstrahl auf die Gegend von Mais fällt. Aribio, der das Leben Corbinian's schrieb und sein dritter Nachfolger wurde, war selbst ein Bürger'ssohn aus dem Castrum

Majense, und so weiß man denn nicht allein von verschiedenen Reisen der Heidenbefehrer, von Kriegszügen der Bajubaren und Longobarden, von Niederlassungen, Predigten, Sterbfällen, Leichenbegängnissen, sondern auch daß Aribio, als Knabe, im achten Jahrhundert von der Stadtmauer herab in die Wasser gestürzt, aber gleichwohl unverfehrt davongekommen ist.

---